Breslau-Gräbschen

in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit

Heimatkunde einer Vorstadt

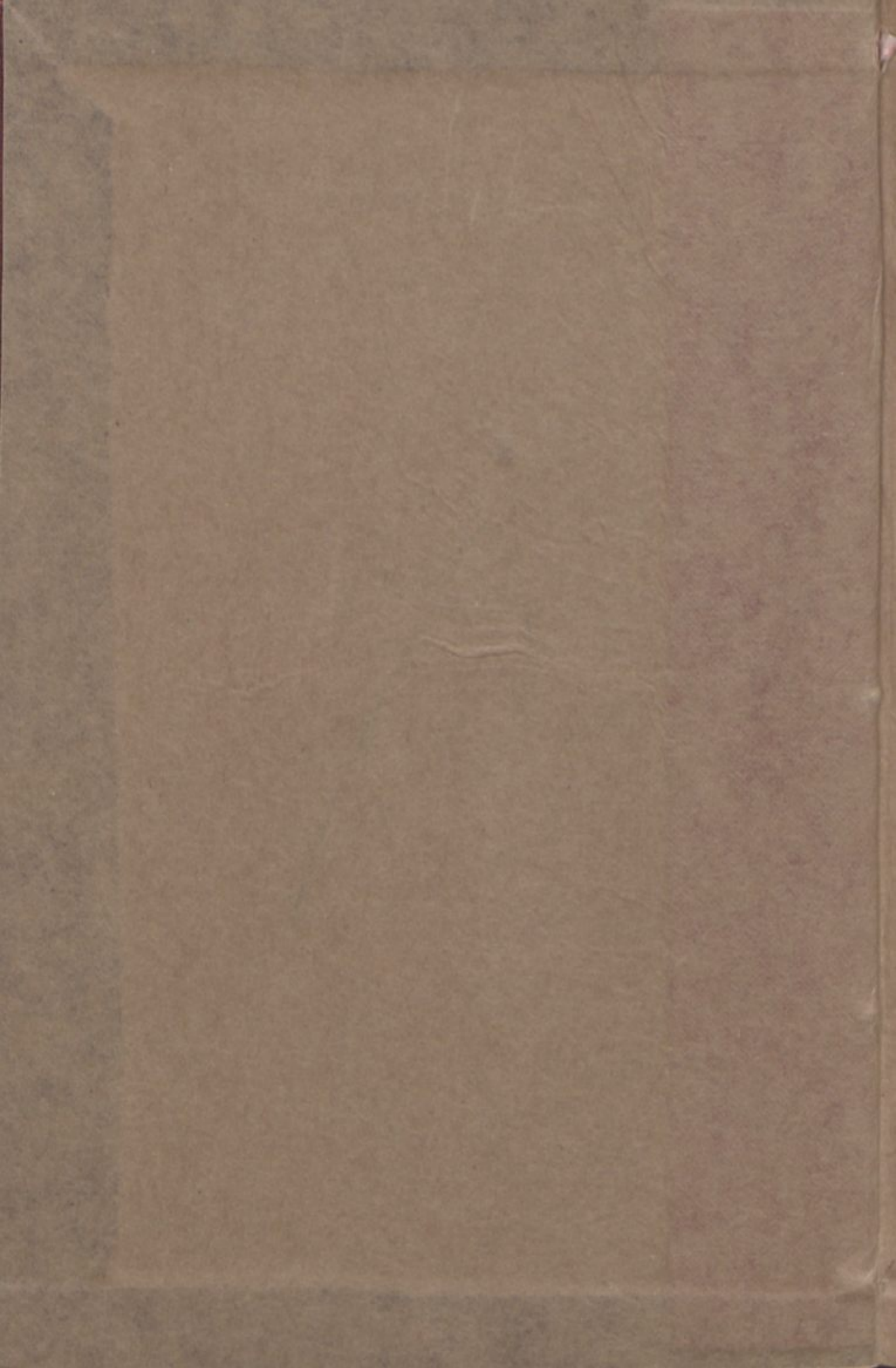
von

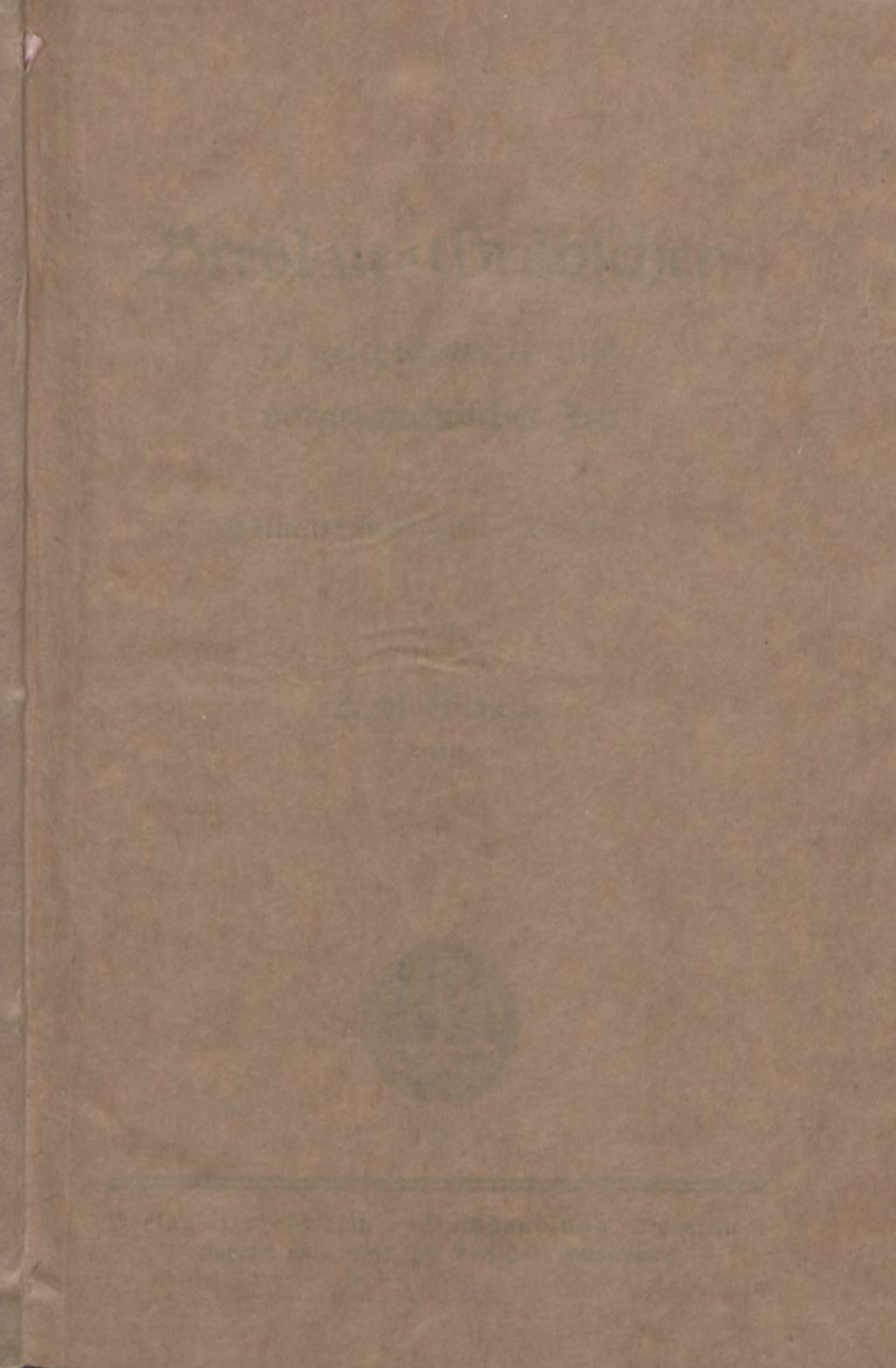
Karl Schulz
Lehrer

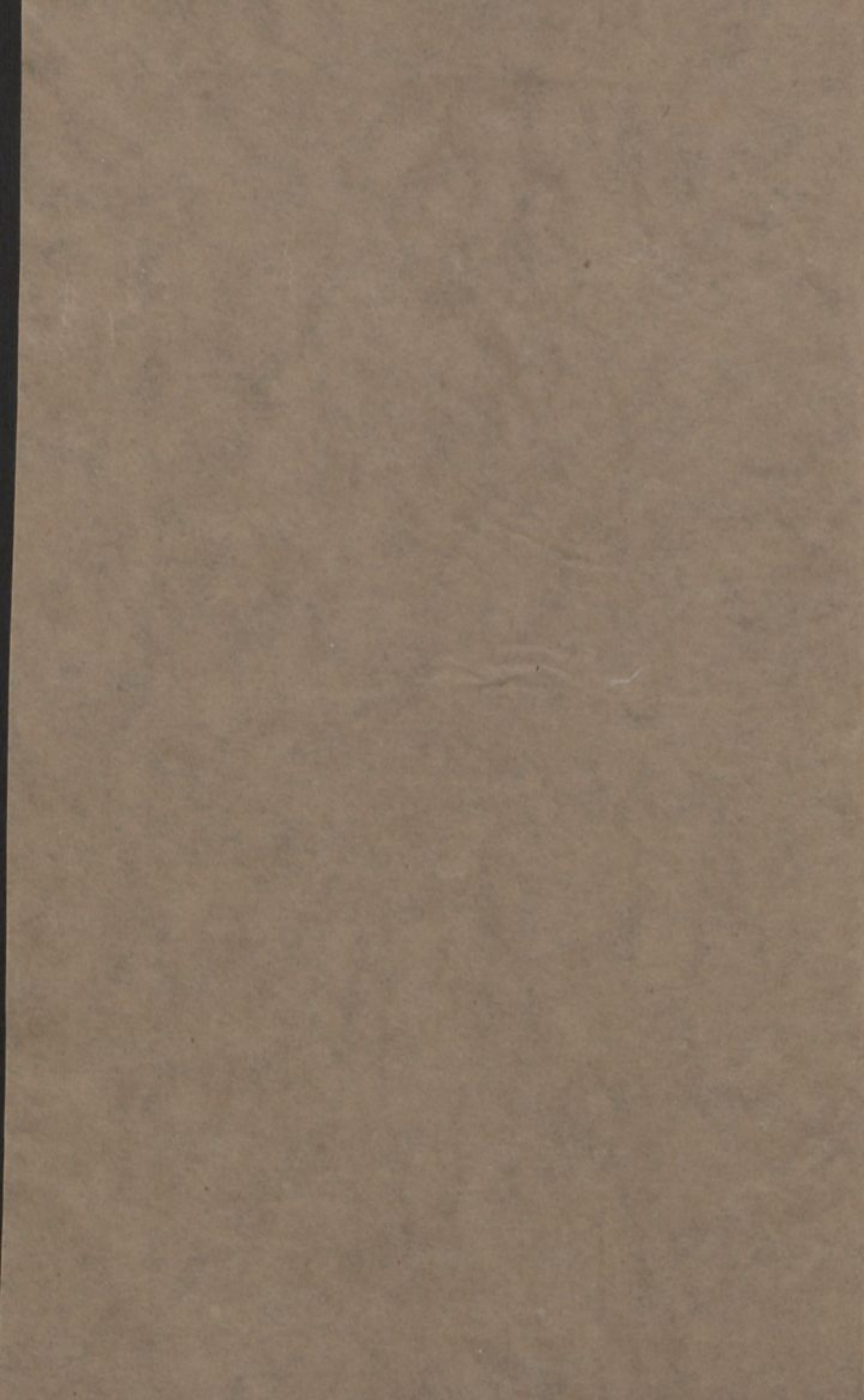


1934

Verlag Priebatsch's Buchhandlung Breslau 1
Inhaber Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier







Breslau=Gräbschen

in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit

Heimatkunde einer Vorstadt

von

Karl Schulz

Lehrer



1934

Verlag Priebatsch's Buchhandlung Breslau 1
Inhaber Erich Thiel und Karl=Hans Hintermeier


POLITECHNIKA WROCŁAWSKA
Biblioteka Główna

Inhalt.

Vorwort.

Durch den Sieg der nationalsozialistischen Weltanschauung ist der Heimatgedanke zu einem der wichtigsten Erziehungskräfte für Schule und Volk geworden.

Aber nicht durch Lehren ist der Heimatgedanke in die Herzen der Menschen zu pflanzen, sondern durch ein Leben in seinem Geiste. So nur kann er zu einem der stärksten Träger der Innengestaltung des Menschen werden.

Es muß uns der Glaube tragen, daß wir innerlich reichere, glücklichere, sichere und wurzelechtere Menschen werden, wenn wir wieder in der Tiefe unseres Gemütes die Fähigkeit ausbilden, dem Boden seine Schicksale abzulauschen und aus dem Erlebnis der Zugehörigkeit von Mensch und Erde, Mensch und Landschaft, Volk und Raum starke Lebenskräfte für uns zu ziehen.

In der Großstadt aber ist es schwer, den Heimatgedanken mit seinen bildenden Kräften in Schule und Haus wirksam werden zu lassen. Die Großstadt läßt die Menschen auf Steinen gehen und entzieht sie der Berührung mit der Erde.

Als ich in die Vorstadt Gräbschen zog, sah ich neue Möglichkeiten, heimatkundliche Besinnung zu schaffen. Abgesehen von einigen Mietskasernen, die schon vor der Eingemeindung (1911) errichtet waren, sah Gräbschen noch nach dem Weltkriege wie ein Dorf aus. Aber dann brach die großstädtische Bebauung mit Macht ein. Ein Bauernhof nach dem andern mußte weichen. Da wollte ich vor dem Zugriff der Großstadt wenigstens die Erinnerung an die alte Siedlungsstätte retten. Aus dieser Umschau nach den Resten des alten Dorfes erwuchs ganz von selbst die Aufgabe, ein Bild der einstigen Feldmark Gräbschen zu gewinnen. Und das Gesicht des früheren Dorfes fing an sich herauszuschälen und begann seine besondere durch die Vergangenheit geformte Sprache zu reden. Und dieser Klang aus vergangenen Tagen kam nicht nur aus Zeiten, die in der Geschichte festgelegt waren, er drang auch aus der Vorgeschichte herauf. So wuchs sich die Aufgabe, vor dem Zugreifen der Großstadt die Erinnerung an die ehemalige Ortschaft Gräbschen für die Zukunft festzuhalten, aus in die unfassendere, dem Ursprung der Siedlung Gräbschen nachzugehen.

Es war dabei nicht zuvermeiden, daß bei diesem Gang durch die Besiedlung Gräbschens in vorgeschichtlicher Zeit über die engsten Grenzen der Gemarkung hinausgesehen werden mußte. Mancher Kulturkreis, manches Volk hat hier vielleicht keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Aber um keine Lücke in der Siedlungsgeschichte unserer Gemarkung aufbrechen zu lassen, mußten wir die Zeugen benachbarter Gebiete oder der Provinz zu uns sprechen lassen. Auch kann eine Siedlungsstätte nicht in dem Sinne für sich allein betrachtet werden, als ob sich ihre Schicksale und Geschicke losgelöst von aller Umwelt erfüllt hätten. Die Menschen haben immer in Gemeinschaften gelebt, Kulturen sind Gesamtleistungen.

Ich möchte die vorliegende Arbeit als einen Versuch angesehen wissen, ob es nicht auf dem Wege einer solchen Darstellung möglich

sein sollte, auch für den Großstädter die Erde wieder sprechen zu lassen, die unter dem Pflaster der Steine verstummt ist.

Der Vorgeschichte ist ein weiter Raum gegeben. Das entspricht der hohen Bedeutung dieser Wissenschaft für die Erkenntnis unseres Volkstums, für unsere Verwurzelung mit „Blut und Boden".

Die Vorarbeiten zu dieser Heimatkunde liegen jahrelang zurück. Oft mußten die Arbeiten wochen- und monatelang ruhen, weil die Schule meine ganze Kraft beanspruchte. Aber mein Wille, einer großstädtischen Bevölkerung ein Stück Heimat wieder lebendig zu machen, führte mich immer wieder zur begonnenen Arbeit zurück.

Bilder sind für eine Heimatkunde eine Notwendigkeit, sie beleben das Wort und helfen Dinge klären, die durch das Wort allein oft nicht recht gedeutet werden können. Aber wirtschaftliche Gründe verboten es, die zahlreichen bereitgehaltenen Bilder aufzunehmen, daß aber wenigstens einige Bilder gebracht werden konnten, verdanke ich der liebenswürdigen Unterstützung des Herrn Dr. Schwarzer, Direktor des Breslauer Stadtarchives. Er hat sich für die vorliegende Arbeit eingesetzt und den Bildschmuck mit ermöglicht. Ich danke ihm an dieser Stelle wärmstens für seine Hilfe.

Ich danke an dieser Stelle den Herren vom Landratsamt, vom Landeskulturamt, hier besonders Herrn Hedwig, und von der Städt. Plankammer für die Bereitwilligkeit, mit der sie meinen Wünschen entgegenkamen, und mein Suchen und Forschen oft auf die rechte Bahn lenkten. Vor allem aber schulde ich Dank Herrn Dr. Geschwendt vom Landesamt für vorgeschichtliche Denkmalspflege, der mir im Hinblick auf den vorgeschichtlichen Teil wertvolle Anregungen gab. Und von manchem eingesessenen Gräbschner habe ich mir von alten Zeiten erzählen lassen. Auch dem Verlag fühle ich mich verpflichtet, der in uneigennütziger Weise die Drucklegung ermöglichte.

Sämtliche Schriften anzuführen, die ich zur Hand nahm, um vorliegende Arbeit zusammenzustellen, wäre fast unmöglich. Besonders nützlich aber waren mir die Veröffentlichungen des Vereins für die Geschichte Schlesiens, die Sammlung Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift und Altschlesien.

Ich sehe in vorliegender Arbeit nur einen Versuch und einen Anfang.

Aber trotz aller Mängel, die dem Büchlein anhaften und deren ich mir bewußt bin, hoffe ich doch, daß es Freude schaffen wird und daß es dazu beitragen wird, dem großstädtischen Menschen, für den es besonders geschrieben ist, den Blick zu öffnen für seine Verbundenheit mit dem Boden, mit der Geschichte und dem Leben seiner Großstadt-Heimat.

Breslau, den 20. August 1934,
am Tage der Einweihung des Gräbschener Schulhauses.

Karl Schulz.

II. Grenzen, Größe, Bewässerung und Bodenverhältnisse der Gemarkung Gräbschen.

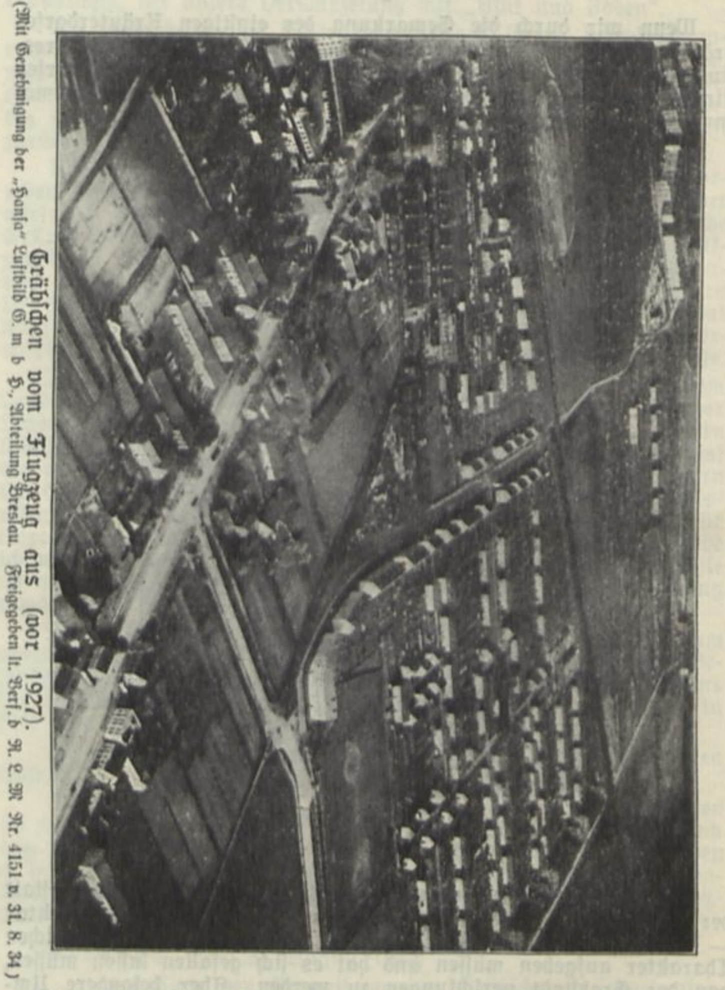
Wenn wir durch die Gemarkung des einstigen Kräuterdorfes Gräbschen wandern, die am Südwestrande des heutigen Groß-Breslau liegt und im Westen von der Lohe begrenzt wird, so dürfen wir nicht glauben, daß das Landschaftsbild dieser engeren Heimat immer so wie heut ausgesehen hat.



Gemarkung Gräbschen nach der Karte 1 : 100 000.

Die Hand des Menschen verändert ständig die Oberflächengestalt der Erde. Seit Gräbschen 1911 eingemeindet ist (Gut 154,59 Hektar — Gemeinde 526,76 Hektar), hat es allmählich seinen dörflichen Charakter aufgeben müssen und hat es sich gefallen lassen müssen, von der Großstadt verschlungen zu werden. Aber besondere Umstände: Eingemeindung kurz vor dem Weltkriege, die Wirtschaftsnot nach dem Kriege, welche die Bautätigkeit lähmte, haben es bewirkt, daß diese Aufzehrung des Dorfes Gräbschen durch die Großstadt nicht so rasch vor sich ging, daß es nicht noch mancherlei Zeugen seines dörflichen Herkommens aufweisen könnte.

Und weil diese Vorstadt von Breslau noch heute die großstädtische und die dörfliche Siedlungsform nebeneinander zeigt, liegt es nahe, den Blick weiter rückwärts schweifen zu lassen und das Werden dieser Siedlungsstätte durch den Lauf der Zeiten zu verfolgen.



Gräbschen vom Flugzeug aus (vor 1927).
(Mit Genehmigung der „Hansa“ Luftbild G. m b H., Abteilung Breslau. Freigegeben lt. Verf. d R. L. M. Nr. 4151 v. 31. 8. 34.)

Die Gemarkung Gräbschen liegt im Durchschnitt 120 Meter hoch. Im Süden im Verlauf der heutigen Kürassierstraße, erreicht die Höhenlage 125 Meter, im Südwesten, dem früheren Mühlberge, sogar 129 Meter. Nur das Tal der Lohe liegt unterhalb der 120 Meter Linie und geringe Teile im Norden und Nordosten, die

damit in das Stromtal der Oder sinken. Der südwestliche Teil des Dorfes wurde daher das Oberdorf, der nordöstliche Teil das Niederdorf genannt.

Während die Bodenschichten unter Breslau den regelmäßigen Aufbau zeigen von Schwemmland, eiszeitlichem Geschiebe (Diluvium) und Tertiär, gestaltet sich das Bild der Erdschichtungen



Feldmark Gräbschen nach Thorand (1824).

südlich von Breslau, an dem auch die Gemarkung Gräbschen Teil hat, etwas anders. Hier fehlen die Ablagerungen des jüngsten Schwemmlandes. Dafür liegen hier die Grundmoränen der nordischen Vereisung zutage. Der Sandrücken im Verlauf der heutigen Kürassierstraße mit seinen darunterliegenden Lehmen, ist eine Bildung jener Eiszeit. Dieselben Verhältnisse finden wir an den Teich-

äckern und in Lehmgruben. Auf der Karte „Die Feldmark Gräbschen" von Thorand (1824) findet sich noch der Flurname „Die Goiwitzer Berge". Damit sind die Kiesberge zu beiden Seiten der heutigen Kürassierstraße an der Grenze nach Goiwitz (Gabitz) gemeint.

Daß diese Sande und Lehme südlich von Breslau tatsächlich Ablagerungen der Eiszeit sind, ist an den nordischen Gesteinen zu erkennen, die sie enthalten. Einen solchen Findlingsstein finden



Findlingsteine am Fliederplatz.

wir auf dem Fliederplatz in der Eichbornsiedlung und am Beginn des Grünstreifens vor den Friedhöfen.

Die Gemarkung Gräbschen hat an ihrer südwestlichen Seite die Lohe mit etwa einer Länge von 1200 Meter zur Grenze und wird von ihr im Westen mit etwa 900 Meter durchflossen. Zwischen den höher gelegenen Streifen der „Diluvialebene", die dem Ackerbau gehören, zieht sich ihr Tal, von Wiesen begleitet, dahin.

Zurzeit der Schneeschmelze und der sommerlichen Gewitterregen überflutet die Lohe regelmäßig innerhalb der Gemarkung Gräbschen die angrenzenden Wiesen und hat schon oftmals die Heuernte eines Jahres vernichtet. Wenn die Regulierungsarbeiten beendet sein werden, welche die Krümmungen abschneiden und das Flußbett verbreitern werden, dann werden sich die durch den Rückstau der Oder bisher zurückgedrängten Wasser der Lohe in dem erweiterten

Bett wie in einem Stauweiher sammeln können, um dann allmählich ohne Gefährdung der anliegenden Wiesen und Felder abzufließen.

Über die Entstehung des Namens Lohe gelten heute folgende drei Meinungen: I. 1202 Slenze, 1208 Zlenza (Regesten), den gleichen Namen führt in einer Urkunde von 1204 Jackschönau, vgl. in der Nähe der Lohe Alt- und Neuschliesa, jetzt übliche Ableitung aus germ. Silinga = Silingerbach, aber: Ein Flüßchen Schlenze hat Halle, ein See Slesin bei Konin — Flußnamen nach Stämmen auch ganz ungebräuchlich.

II. Lau — 1155 Sclenza und die Furt Lau, in andern Urkunden mehrfach die Furt Lau. Das Wort Lau kommt vom polnischen Lawa = Furt, Brückensteg, 1373 Laa, 1375 Laha.

III. 1372 Pylcz (Breslauer Urkundenbuch), 1464 fluvius Pelcz (bei Eschenloer), öfters vorkommender Flußname. Mündungsort der Lohe heißt jetzt Pilsnitz, früher aber 1208 Pilzcz, 1245 Pilzcz, 1360 Pylsicz, erst 1715 Pilßnitz. (Vorstehende Angaben verdanke ich Herrn Studienrat Dehmelt-Breslau als Ergebnis neuester Forschungen.) In „Budorgis" 1819 wird der Name Lohe folgendermaßen erklärt: „Die Lohe oder Laue hat ihren Namen von der Eigenheit, daß sie schwer zufriert. Ich fand dieses bestätigt, als ich einmal zu Weihnachten sie an manchen Stellen noch offen sah, als alles übrige, selbst die Oder, schon fest gefroren war. Sie hat also in dieser Hinsicht einige Ähnlichkeit mit den Quellen zu Massel, Ellgut und Schimichow."

Die Loheniederung entbehrt nicht der Abwechslung und stillen Schönheit. Die Uferränder sind meist mit dichtem Strauchwerk von



Lohe vor der Geradelegung.

Weiden, Pfaffenhütchen und Schlehdorn besetzt. Bis zur Undurchdringlichkeit werden diese Gehölze überwuchert von wildem Hopfen und der Waldrebe. Die Jugend von Gräbschen findet in dieser Wildnis eine willkommene Gelegenheit, ihre Indianer-Romantik

auszuleben. An einigen Stellen bilden mächtige Pappeln und Ulmen malerische Gruppen. Eine sehr schöne waldähnliche Anlage hat die Stadt in der Eichenschonung geschaffen, welche den Lauf der Lohe begleitet von ihrer Abbiegung nach Norden bis zur Freiburger Eisenbahn.

Innerhalb der Gemarkung Gräbschen nimmt die Lohe den Abflußgraben der Krietener Eisteiche auf. Sie wurden durch Friebe zur Eisgewinnung für seine Brauerei (Friebeberg) angelegt. Dieser Graben bildet die Südgrenze der Gemarkung. In ihm fließen die Wasser zweier artesischer eisenhaltiger Brunnen, die zu Krietern gehören und hart an der südlichen Ecke der Gemarkung liegen. Sie scheinen von der einstigen Brauerei von Friebe erbohrt worden zu sein.

Wo der Grünstreifen die Lohe berührt, mündet der Floßgraben. Früher lag seine Mündung dicht an der Opperauer Brücke. Diese Brücke wurde erst 1876 erbaut.[1]) Die einstige Opperauer Brücke führte dort über die Lohe, wo heute der städtische Friedhof mit seiner südwestlichen Spitze an die Lohe stößt. Noch heute sind dort in der Lohe die Reste der Brückenpfeiler zu sehen. (Die Regulierung von 1933 hat allerdings diese Zeugen aus vergangenen Tagen vernichtet.)

Andere natürliche Grenzen als Lohe und Krietener Graben hat die Gemarkung nur noch im Norden, im sogenannten Pfeffergraben, der in der Richtung des Freiburger Bahnhofs fließt und der, soweit er im Gelände von Linke-Hofmann liegt, in eine Rohrleitung gefaßt ist. Von Klein-Mochbern her fließt ihm der Rüsterngraben zu.

III. Die vorgeschichtliche Zeit.

Wie ist nun Gräbschen zu einer Siedlungsstätte geworden und welches Leben mag sich hier abgespielt haben?

Aus den Funden urzeitlicher Menschenrassen, wie des Neandertalmenschen und der jüngeren Rassen, welche in den Höhlen Südwest-Frankreichs, Süddeutschlands, Böhmens und Mährens der Spaten des Forschers bloßlegte, wissen wir, daß der Mensch zur Eiszeit gelebt hat. Aber haben wir auch Zeugen für sein so frühes Dasein für unsere Siedlungsstätte Gräbschen?

Schlesien ist nur in der 3. Eiszeit (140 000—50 000 v. Chr.) völlig vom Eise bedeckt gewesen. Das Eis war so mächtig, daß nicht nur der Rummelsberg, sondern auch das Silinggebirge zeitweise völlig unter dem Eise begraben lagen. Findlinge sind im Eulengebirge bis 550 Meter hoch gefunden worden. Ob nun der Mensch in Schlesien schon Zeuge dieser Überwallung des Tieflandes durch die Eismassen des Nordens gewesen ist, ist noch höchst zweifelhaft. Seine ältesten Spuren scheinen in Schlesien jünger zu sein als die große Eiszeit.

---

[1]) 1933 durch eine breite Betonbrücke ersetzt.

Während der großen Vereisung, die ganz Schlesien bedeckte, wird der Mensch schwerlich die für sein Leben notwendigen Bedingungen gefunden haben. Daß der Mensch aber schon in der jüngsten Eiszeit (40 000—10 000 v. Chr.), die Schlesien nur an dessen nördlichsten Rande berührte, das nicht vergletscherte Schlesien durchstreifte, beweisen die altsteinzeitlichen Funde in Oberschlesien.[1] Als die Eismassen schwanden und sich die ungeheuren Wassermassen verlaufen hatten, da haben die Menschen der umliegenden Gebiete gewiß nicht lange gezögert, ihren Fuß auf das dem Leben neu gewonnene Land zu setzen.

Was uns der Findlingsstein in der Eichbornsiedlung erzählt.

Wenn wir durch Gräbschen wandern, begegnen wir Zeugen aus uralten Tagen. Der eine von ihnen ist ein großer Granitstein, der am Fliederplatz in der Eichborngarten-Siedlung liegt. Der andere ist ein ebenso großer Stein und liegt am Eingang zum Grünstreifen an der Kürassierstraße.

Schauen wir uns diese Steine an, dann sehen wir gleich, daß sie nicht aus unsern Bergen stammen. Sie müssen aus einem fremden Lande zu uns gekommen sein. Aber wie das geschah und wann es sich ereignete, das liegt wie ein Geheimnis über den Steinen, das wir ihnen wohl nur ablauschen können. Versuchen wir es einmal, das Rätsel ihrer Herkunft zu lösen.

Hören wir einmal zu, was uns der Stein am Genossenschaftsplatz zu erzählen weiß: Der Teufel hat mich nicht hierher geschleppt, wie ich schon oft zu hören bekam. Es hat mich auch kein unterirdisches Feuer hier in Gräbschen auf die Erde geworfen. Auch bin ich noch winzig klein gegen andere Steine, die ähnlich wie ich aussehen, die man z. B. bei Berlin gefunden hat. Da wog der eine der Steine, der Markgrafenstein, 1600 Zentner. Man hat aus ihm eine Granitschale gemacht, die 7 Meter im Durchmesser hat. Sie steht im Berliner Lustgarten.

Meine Heimat sind auch nicht die Berge des Schlesierlandes, weit im Norden, in Norwegen bin ich zu Hause.

Und nun nennt ihr Menschen uns Irrblöcke und meint, wir wären auf großen Eisschollen über die Ostsee getrieben und wären dann auf den großen Eisschollen weiter über das Meer geschwommen, das damals das deutsche und das schlesische Land bedeckte, bis wir durch das Abschmelzen der Schollen dahin gekommen wären, wo wir heute liegen.

Aber so ist das nicht.

Doch ehe ich euch von meiner Reise erzähle, muß ich eure Gedanken viele, viele Jahre, 1000 Jahre, 100 000 Jahre, Millionen Jahre zurückführen. Stellt euch vor, ich erzählte euch ein Märchen von einem Wunderlande, in dem es so warm und schön wäre, daß dort Palmen wüchsen und Bambusrohr und Gummibäume und baumhohe Farne. Und in diesen tropischen Wäldern schillerte es von Papageien. Und was werdet ihr staunen, wenn ich euch sage,

---

[1]) Und die Funde aus den Tropfsteinhöhlen der Kalksteinbrüche Tschirnhaus bei Oberkauffung an der Katzbach.

daß zu diesem Wunderlande auch Deutschland gehörte und Schlesien und daß auch meine Heimat Norwegen daran teil hatte. Im heutigen Eisland Grönland wuchsen damals der Lorbeer und die Weinrebe, die Eiche und der Ahorn.

War es damals nicht wie ein Paradies in deutschen Landen?

Aber einmal ging es zu Ende mit dem ewigen Sommer.

Was mochte da nur geschehen sein?

Wollte der innere Ofen der Erde aufhören zu heizen? Hatte er schon soviel heiße Lava und heiße Quellen aus dem Innern der Erde an die Oberfläche geschickt, daß er nun zu erkalten anfing? Aber da war keine Bange, unsere „innere Sonne" glüht ja noch heute.

Es stand ja auch noch immer unsere große leuchtende Sonne am Himmel, unsere gütige Spenderin alles Lichtes und aller Wärme. Wollte sich nun dieser heiße Sonnenball für unsere Erde verdunkeln, um alles Leben auszulöschen? Vielleicht wollte die Sonne nur einmal sehen, was aus der Erde würde, wenn sie sich nur ein wenig abkühlte und sich für die kurze Zeit von einigen tausend Jahren mit dunklen Flecken überzog. Aber die Sonne beschenkt uns noch heute mit Licht und Wärme, sie kann nicht Schuld daran tragen, daß wir bei uns nicht mehr das schöne warme Paradies finden.

Oder ist die Erde einmal ins Schaukeln gekommen und hat bald mal ihre nördliche Hälfte der Sonne zugekehrt, bald nur ihre südliche Hälfte? Als wir es so warm und schön hatten, da hatte vielleicht gerade unser Teil der Erde, die nördliche Hälfte, der Sonne zugeschaukelt, als dann die Südhälfte der Erde dran war, mußten unsere Palmenwälder vergehen. Dieses Hin- und Herschaukeln geht nun nicht so schnell wie auf der Luftschaukel, sondern eine Bewegung hat vielleicht viele zehntausend Jahre gedauert.

Wer könnte diese Rätsel unserer Erde lösen? Wohl findet des Menschen Geist viele Antworten, aber wer möchte entscheiden, welche Antwort der Wahrheit am nächsten kommt? Aus jenen Tagen, da der Tod mit Eis und Kälte kam, da uns die Wärme verließ, die Palmenwälder starben, Regen und Sturm sich als Vorboten eines grausigen Sterbens ankündigten, reden nur Sagen und geheimnisvolle Bilder von Eisriesen und Eisungeheuern, die das Menschengeschlecht vertrieben oder vernichtet haben sollen. Ein Weltenwinter kam, der alles Leben auslöschte, so lebt in der Seele der Völker die Erinnerung fort an jenes furchtbare Ereignis.

Wußte der rote Granitstein auch nichts Sicheres darüber zu erzählen, warum es zu dieser großen Vereisung über unsere Heimat kommen mußte, so hatte er doch genug erlebt, um von dieser Eiszeit wenigstens erzählen zu können.

Im Norden hatte es angefangen. Es wurde kalt und trübe. Ständig blies ein wilder Sturm von Norden. Die Sommer wurden kürzer, die Winter immer länger. Und jeder neue Winter war länger als der vorhergehende. Schnee fiel ohne Aufhören. Und dieser Schnee fiel in die Täler der hohen Gebirge von Schweden und Norwegen und füllte sie aus und wurde zu Eis, das bis zu den höchsten Bergspitzen hinaufreichte. Und das Eis bewegte sich

— wenn auch ganz langsam — aber es bewegte sich die Täler abwärts. Und der wandernde Gletscher tötete alles Leben vor sich her. Er zerbrach den Wald, er verwandelte den Boden in Sumpf und Morast, ehe er über ihn dahinkroch. Alle Tiere flohen vor dem Eise: Die Elefanten, Nashörner, Höhlenlöwen, Tiger, Leoparden, Giraffen und Affen. Es war in den Nächten wie ein geheimnisvoller Auswanderungszug, der dem Süden zueilte, wo die Sonne noch schien und Leben spendete.

Denn im Eis erlosch alles Leben. Eine grauenhafte Stille lag über dem Gletscher. Nur manchmal durchbrach ein Poltern und Donnern diese Stille. Dann stürzten mächtige Felsstücke von den Bergkuppen, die über das Eis hinausragten, auf den Gletscher. Und so geschah es auch, erzählte der Stein weiter, daß auch ich die Reise mit dem Gletscher antrat. Und das Eis füllte die Ostsee und wanderte über Deutschland und bedeckte Schlesien und fand erst halt am Rande der Gebirge. Und wenn ich nach dem Gebirge sah, bemerkte ich zwischen mir und den fernen Bergen eine niedrige Kuppe über dem Eise. Das war unser Silingberg, der damals nur mit seiner Spitze aus dem Eise hervorragte

Tausende von Jahren stand nun auch das Eis über Gräbschen und vernichtete auch hier alle Spuren einer warmen paradiesischen Zeit.

Die Stille der Eiswüste war auch hier eingezogen, wenn es nicht dann und wann im Leibe dieses Eisungeheuers rumorte vom Krachen zusammenstürzender Eiswände, vom donnernden Aufplatzen von Rissen und Spalten und vom Rauschen und Brausen der unterirdischen Gewässer, die sich im Grunde der Eismassen einem fernen Urstrome zuwälzten. Und wenn die Sonne einmal wieder durch die schweren feuchten Wolken brach, dann sah ich das wunderbare Schauspiel einer herrlich grün leuchtenden Eisfläche.

Nach Tausenden von Jahren schien die Sonne wieder wärmer, die Luft wurde trockener. Das Eisungeheuer mußte zurück, es schmolz ab. Was es mit sich trug, die großen und kleinen Steine, fielen zur Erde, wo der Gletscher gerade abtaute. Und so kam auch ich nach Gräbschen.

Aber der Kampf zwischen der Sonne und dem Eisungeheuer endete nicht gleich mit dem Siege der Sonne. Das Eis stieß immer wieder von neuem vor und wollte sich so leicht nicht ergeben und kroch immer wieder heran. Ich war froh, daß ich unter dem Eise lag und nichts mehr sah von dem immer neuen Sterben und Vergehen der Pflanzen und Tiere. Aber ich hatte auch manches zu leiden unter dem Eise. Denn das war so schwer, daß es auf seinem langsamen Wandern die Erde preßte und drückte und aufwühlte, und ich dadurch verschüttet wurde. Und als dann die Wärme für immer siegte und der Gletscher abtaute, schüttete er auf mich sein Geröll und seinen Sand, seinen Kies und seine Steinchen, die er mit sich getragen hatte, so daß ich nun viele Meter hoch begraben lag. Diese Kies- und Sandberge unter denen ich lag, sind ja noch heute an der Kürassierstraße zu sehen, und als die Siedlung Eichborngarten ihre Häuser baute, hatte sie erst tief auszuschachten und hatte gleich den Sand zum Bauen bei der Hand.

Nun ruhte ich viele Jahrzehntausende in der Erde und keine Kunde kam zu mir, die mir vom Leben auf der Erde erzählt hätte.

Nur einmal noch spürte ich es wie ein Zittern und Beben in der Erde, als wollte das Eisungeheuer noch einmal über mich hinwegkriechen. Aber meine Angst war umsonst, das Beben verlor sich in der Ferne. Diesmal hatte sich das wandernde Eis nur bis an die Nordgrenze von Schlesien gewagt.

Aber plötzlich sah ich das Licht und die Sonne! Viele Spaten befreiten mich von Kies und Sand und starke Hände wälzten mich aus der Grube, und Menschenaugen schauten verwundert auf den Fund.

Nun schmücke ich den Genossenschaftsplatz, und frohe Kinder springen und spielen um mich herum und ahnen nichts von meinen Erlebnissen aus grauer Vorzeit und meiner fernen nordischen Heimat.

Die ältesten vorgeschichtlichen Funde in Schlesien sind bisher in Höhlen gemacht worden, denn sie bildeten für Menschen und Tiere die sichersten Schlupfwinkel. Doch ist das Vorkommen des altsteinzeitlichen Menschen nicht an Höhlen gebunden, man kennt auch von ihm ausgedehnte Lagerstätten auf freiem Felde.

Kulturreste aus so früher Zeit sind allerdings in Gräbschen nicht gefunden worden, die natürlichen Vorbedingungen zur Besiedlung oder wenigstens zum vorübergehenden Aufenthalt aber waren gegeben. Nach dem Abschmelzen des Inlandeises wandelte sich der Boden in eine Steppenheide, wo er nicht als eiszeitliche Tundra jeder Besiedlung trotzte. Der Lößboden des Lohetales war solcher Umwandlung in eine mit Gras und Büschen und lichtem Gehölz bestandene Gegend günstig. Die Höhenlage von Gräbschen, die mit ihren 127 Meter inselartig über die Wasser der Urstromtäler der Oder und der Lohe herausragte, wird dem Menschen der Vorzeit gewiß als „bevorzugte Wohngegend" eingeleuchtet haben. So wird auch hier der Mensch der Eiszeit die Tiere seiner Zeit gejagt und am Feuer zubereitet haben, er wird aus den Knochen, Zähnen und Geweihen der erlegten Tiere seine Werkzeuge hergestellt haben, hat den Fisch in der Lohe mit seinen Knochenharpunen erbeutet und den Riesentieren Fallgruben gestellt. Mancher blutige Kampf zwischen Mensch und Tier und vielleicht zwischen Horde und Horde wird sich hier abgespielt haben. Aber auch der Boden Gräbschens wird Zeuge gewesen sein, wie im Laufe der Jahrtausende der Mensch in dem schweren Kampfe mit der Natur seine Kräfte und Fähigkeiten immer mehr und mehr entwickelte und sich vervollkommnete. Auch Gräbschen wird schon aus jenen Urtagen her seinen Teil beigetragen haben zur Menschheitsgeschichte.

Läßt uns die Altsteinzeit die Spuren des Menschen auf der Siedlungsstätte Gräbschen nur ahnen, so spricht die Jungsteinzeit durch sichere Funde zu uns. Nach diesen Funden können wir uns ein sicheres Bild vom Leben und Treiben in der steinzeitlichen Siedlung von Gräbschen machen.

Am hohen Ostufer der Lohe erkennt man im aufsteigenden Morgennebel eine Anzahl Hütten. Es sind die schützenden Verkleidungen von Wohngruben, die sich eine Horde steinzeitlicher Menschen auf diesem überschwemmungsfreien Gelände zwischen Lohe und Oder angelegt hat. Die Hütten bestehen aus Flechtwerk von Schilf und Ästen, das mit Lehm beworfen ist. (Das heutige Wort „Wand" hängt zusammen mit „winden", Ruten winden.)

Das Bellen der Hunde weckt die Siedlung aus dem Schlafe. Bald steigt Rauch aus den Hütten. Einige Männer, in Felle gehüllt, gehen nach den Wiesen an der Lohe und am Floßgraben, um nach den Pferden und Rindern zu sehen, welche die Nacht über draußen gewesen waren. Sie tragen Speere, die aus Holzschäften bestehen, an deren Enden Feuersteinspitzen befestigt sind. Um die Wohnhütten laufen Schafe und Ziegen, in den moratigen Niederungen der Lohe wühlt das Schwein. (Die Zucht dieser Tiere hatte man im Laufe der Jahrhunderte von Völkern des östlichen Mittelmeeres gelernt.)

Jenseits der Lohe, im Südwesten, steigt Rauch aus den Wohnhütten der benachbarten Siedlung Opperau. (Meßtischbl. 122, 5.) Ein mit Ochsen bespannter Wagen kommt durch die Furt der Lohe in der Richtung auf Gräbschen. (Heutige südwestliche Ecke des neuen Friedhofs.) Es sind die Freunde aus Opperau, die heute zu gemeinsamer Arbeit erwartet werden. Froh begrüßt man sich.

Ein eifriges Schaffen erfüllt bald die Siedlung. (Diese Menschen waren nicht mehr die schweifenden Jägerhorden der Eiszeit, deren Leben ein Kampf mit dem Eisungeheuer war, das waren auch nicht mehr heimatlose Hirten, die ihre Wohnsitze ständig wechseln mußten, das waren Bauern, die in festen, dorfähnlichen Siedlungen wohnten. Wenn nicht Zeiten besonderer Not kamen, vielleicht anhaltende Kälte oder fortdauernde Überschwemmungen, dann wohnten viele Geschlechter nacheinander auf demselben Platze.)

Am Ufer der Lohe, verborgen hinter Weiden- und Erlengestrüpp, machen sich die Männer mit einem mächtigen Eichenstamme zu schaffen. Sie sind dabei, einen Einbaum zu zimmern. Allerlei Werkzeuge liegen um den Arbeitsplatz: Beile aus Feuerstein, Äxte aus Grünstein, der vom Siling bis hierher gekommen ist, durchbohrte Äxte aus Serpentin, vom Johnsberge bei Jordansmühl, Feuersteinmesser und Druckstäbe aus Hirschhorn, um die stumpfen Feuersteinmesser durch Eindrücken von Scharten wieder scharf zu machen. Auch ein Feuer ist zur Hand, um den Stamm auszubrennen. Es werden noch Wochen vergehen, bis der Einbaum fertig sein wird. Dann wird man das Hochwasser der Lohe abwarten, um ihn verwenden zu können. Vielleicht aber werden die Männer auch versuchen, ihn die Lohe abwärts zu ziehen, um den großen Strom zu erreichen, von dem man weiß, daß er sich im Norden der Siedlung hinzieht. Während in Gräbschen und weiter nach Mittag zu kein Wald ist, dehnt sich um den Strom im Norden ein gewaltiger Urwald von Eichen und Buchen aus.

Während die Männer an ihrem Einbaum arbeiten, machen sich die Frauen mit ihren Hacken auf den Feldern zu tun. Die

Hacken bestehen aus Stein, der in einem winkligen Aste steckt. Sie richten den Boden zwischen den sandigen Höhen und den sumpfigen Wiesen für den Ackerbau her. Er wird von den Frauen als Hackbau betrieben. Wo später der Gräbschner Kräuter sein Grünzeug baute, dort erntete der steinzeitliche Vorfahre Hirse, Gerste und Weizen. Manches Getreidekorn ist im Wandlehm der Hütten oder in der Wandung der Tongefäße eingebacken gefunden worden.

Die Frauen tragen Kittel aus Leinen.



Vorratsgefäß, Fund aus Gräbschen. Nach Mertins.

Während die Männer und die Frauen ihrer Arbeit nachgehen, streifen die Kinder in den Gebüschen der Lohe umher und sammeln Haselnüsse, Bucheckern, Eicheln, Beeren, Schlehen und Pflaumen. Zu Mittag ist alt und jung wieder im Dorfe vereint. Die Mutter füllt ihre Vorratsgefäße mit den gesammelten Früchten, dann bringt sie das auf heißen Steinen gebackene Brot hervor, wozu gebratenes Fleisch gegessen wird. Die Reste der Mahlzeit werden in eine Abfallgrube geworfen, die sich neben der Erdhütte befindet.

Ehe die Männer wieder an ihren Einbaum gehen, kehren sie noch bei einigen Freunden in der Siedlung ein, die zu Hause bleiben, weil sie besonders geschickt im Herstellen von Waffen und Geräten sind. Sie können feine Späne von Feuersteinblöcken schlagen und daraus Messer und Dolche, Schaber, Bohrer und Pfeilspitzen formen. Mit einem hohlen Röhrenknochen und Sand und Wasser durchbohren sie auch Steinäxte. Das ist eine Arbeit, die sehr viel Geduld erfordert.



Vorratsgefäß, Fund aus Gräbschen. Nach Mertins.

Auch die Töpfer im Dorfe sind sehr geachtet. Sie beteiligen sich nicht an der Herbeischaffung der Nahrung, sie treiben nur ihr Handwerk. Sie arbeiten ohne Drehscheibe. Wollen sie ein Gefäß formen, so legen sie Tonringe übereinander oder setzen Tonlappen aneinander. Mit Steinen und Hölzern wird dann innen und außen geglättet. Ihre Geschicklichkeit wird sehr geschätzt.

Die Frauen sitzen nun vor den Hütten und spinnen Flachs zu Fäden mit der Handspindel oder weben. Andere zerreiben auf großen Mahlsteinen das Korn zu Mehl. Wir sehen Frauen, die um den Hals Schnüre aus Bernstein oder kleine durchbohrte Steinchen als Schmuck tragen.

Kleine, unbekleidete Kinder spielen auf der Erde. Eine Schar größerer Kinder kauert um eine steinalte Frau, die immer Seltsames und Geheimnisvolles zu erzählen weiß. Es wird den Kindern manchmal unheimlich in ihrer Nähe, wenn sie von den Toten erzählt, wie sie nach dem Tode fortleben, und die Menschen als böse

Geister und als Gespenster wieder besuchen oder sie im Traum als Albdrücken schrecklich ängstigen. Man darf nicht vergessen, dem Toten allerlei Nahrung auf seinen unbekannten Weg mitzugeben, auch Messer, Pfeilspitzen und Beile dürfen nicht vergessen werden, denn es wird auch in der andern Welt zu jagen und zu kämpfen geben. Sie erzählt den aufhorchenden Kindern auch von dem Kampfe ihrer Vorfahren mit dem mächtigen Eisriesen, der in uralten Zeiten die Welt erfüllt hat. Aber das Eisungeheuer wurde besiegt und verkroch sich nach Mitternacht. Und dann sind die Menschen in Scharen gekommen aus der Richtung, da die Sonne am höchsten steht, und haben einen großen Strom getroffen, an dem sind sie entlang gezogen bis sie an den kleinen Bach kamen, an dem sie aufwärts zogen, bis sich der Urwald lichtete und den Hügel fanden, auf dem sie heut noch wohnen.

Der Wanderzug der Urväter ihres Geschlechts von der Donau her, durch Mähren und die Mährische Pforte ins Odertal, ihr Kampf mit Urwald und Klima, mit Bär und Wolf ist ihr als Märchen überliefert worden. Und die Kinder hören nichts lieber als diese Geschichten aus uralten Tagen.

Schon versinken die Niederungen der Lohe im Abendnebel. Im Westen steht der feurige, untergehende Sonnenball. Die Männer sind zurückgekommen. Es wird still im Dorfe. Nur vereinzelt ist nur noch das Brüllen eines Rindes oder eines Hundes zu hören. Die Menschen haben sich in ihre Erdhütten verkrochen. Da ist es warm, und die Nächte sind feucht und kalt.

*

Der Siedler von Gräbschen ist nicht immer der jungsteinzeitliche Ackerbauer und Viehzüchter geblieben. Die Jahrhunderte haben ihm neue Kenntnisse gebracht und haben ihm seine Erfahrungen erweitert. Er schreitet fort in der Herstellung von Tongefäßen, von Werkzeugen und Waffen. Sein Vorstellungsleben ändert sich, neue Sitten kommen auf. So kommt es, daß wir etwa in der Zeit von 2000—1600 einer Kultur auf dem Boden unserer Heimat begegnen, die man für das Auftreten eines neuen Volkes halten möchte. Und doch wird sie von dem einstigen jungsteinzeitlichen Menschen getragen, der nur jetzt auf einer höheren Stufe der Entwicklung steht.

Wir stoßen auf diese Kultur in Böhmen, Mähren, Thüringen, Niederbayern und in dem ebenen Mittel- und Niederschlesien an. Die Menschen dieser Kultur begruben die Toten in Erdgräbern oder in Steinkisten, auch in Holzkisten, die sie mit Steinen umsetzten. Dort lagen die Toten in Hockerstellung auf der rechten Seite. Man hatte wohl noch immer Furcht vor der Wiederkehr des Toten und fesselte deshalb seine Glieder. Der Tote kam bekleidet in die Erde, das bezeugen die Woll- und Leinenreste, die man bei den Toten findet.

Die Menschen dieser Kultur waren sehr geschickte Töpfer. Da man die schönsten Zeugen ihrer Kunst im Aunjetitz in Böhmen gefunden hat, nennt man diesen ganzen Zeitabschnitt die Aunjetitzer Kultur. Ihre Gefäße sind ohne Verzierung, aber durch Graphit schön geschwärzt. Ein bezeichnendes Gefäß ist die Kielvase. Da

mit den Aunjetitzern die Bronzezeit schon begonnen hat, kommen auch schon Metallgeräte bei ihnen vor. Wir finden vor allen Dingen Dolche, Oberarm- und Halsringe und aus Draht gebogene Ringe, die nicht selten aus Gold waren.

Unter den Aunjetitzern tritt die nordische Rasse hervor.

Gegen 1600 ist diese Kultur verschwunden.

*

Nun wird Gräbschen der Schauplatz eines reichen Lebens. Auf dem alten Siedlungsplatze, dem heutigen Mühlberge, erhebt sich ein stattliches Dorf. Wir erkennen eine Anzahl von Holzhäusern, um die herum zahlreiche Hütten liegen. In der Mitte der Siedlung erhebt sich ein besonders stattliches Haus, das „Herrenhaus" ein Vorhallenhaus. Es ist bis zum Dachansatz 2 Meter hoch. Schenkelstarke Pfosten sind in etwa 2 Meter Abstand in die Erde eingerammt. Die Wand besteht aus Rundhölzern, die mit Weidenruten befestigt sind. Von außen ist diese Blockwand mit Lehm beworfen. Das Dach ist ein Satteldach, mit Schilf gedeckt, und läßt an jedem Giebel ein Loch für den Rauch. Durch eine Vorlaube kommt man in den Wohnraum. Im Hintergrunde steht der steinerne Herd, an den Wänden sieht man Bänke, die als Bank, Tisch und Bett dienen.

In dem Herrenhause wohnt der Führer, der Mann von Adel. Die Bauern und Knechte wohnen in den umliegenden Hütten. Manche von ihnen unterscheiden sich nicht von den Erdhütten der Steinzeit.

Hunderte von Jahren lebten diese bronzezeitlichen Siedler von Gräbschen in Frieden und bestellten ihre Äcker. Das besorgten nun die Männer, denn der Boden wurde nicht mehr mit der Hacke bearbeitet, sondern mit dem urzeitlichen Pfluge. Es wurde nun Sache des Mannes, mit dem von Rindern gezogenen Hakenpfluge das Feld zu lockern. Die Frau bekam den Garten in der Nähe des Hauses unter sich. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Viehställe können wir im Dorfe nicht entdecken. Wohl aber in der Mitte des Dorfes einen freien Platz, der wohl dasselbe war wie später der Anger. Das Großvieh war Sommer und Winter auf der Weide. Im Winter hatte es magere Zeit, und manches schwache Stück fiel der Kälte oder dem Hunger zum Opfer. Aber der Verlust war nicht groß, es gab Vieh genug.

Auch Schafe laufen um die Hütten. Da gab es für die Frauen Wolle genug zu weben. Wir sehen die Frauen in langen Röcken, die durch einen Gürtel über der Hüfte gehalten werden. Darüber dann eine Ärmeljacke. Das Haar wird von einem Kamme zusammengehalten und steckt in einem zierlich gewirkten Netz von Wollfäden.

Die Männer tragen um den Körper auch einen Rock, der die Beine frei läßt. Er wird in der Hüfte von einem Gürtel gehalten. Vorn besitzt dieser Gürtel lang herabhängende Enden mit Quasten. Über die Schulter hängt den Männern ein weiter wollener Mantel ohne Ärmel. Lange bronzene Nadeln halten die Enden fest. In die Kopfscheiben dieser Nadeln sind feine

Zeichnungen und Muster eingeritzt. Auf dem Kopfe trägt der Mann eine runde Mütze, die Beine umwickelt er sich mit Wollstreifen.

Wir sehen eben eine Schar Männer ins Herrenhaus gehen. Sie tragen Schwerter und Dolche aus Bronze. Der Führer hatte die Bauern zu einer Besprechung in sein Haus geladen. Ein fremder Reiter war eingetroffen. Sein Pferd steht angepflockt vor dem Hause. Kopf und Hals des Pferdes sind mit Bronzeplatten reich geschmückt. Nun sitzen die Männer auf den Bänken. Das Herdfeuer erleuchtet den Raum. Schalenlämpchen helfen Licht schaffen. Der Fremde kommt von der befreundeten Siedlung auf der Sanddüne bei Oswitz (Schwedenschanze). Er bringt beunruhigende Nachrichten mit. Fremde Völker haben sich von Norden her in kriegerischer Absicht gezeigt (Frühgermanen) und auch von Süden her dringen Eroberer vor (Kelten). Noch hat die Siedlung Oswitz nicht zu befürchten, beim ersten Anprall überrannt zu werden, denn sie ist durch einen mächtigen Burgwall geschützt. Auch Gräbschen will einen solchen Burgwall errichten, ehe es zu spät sein könnte. Er müßte besonders stark nach Südosten sein, wo die Siedlung kein Wasser schützt.

Noch ehe der Fremdling scheidet, darf er die Schätze des Häuptlings sehen. Es ist ein reicher Goldvorrat: Goldene Trinkschalen, goldene Halsbänder, mehrere Armbänder, goldene Drahtspiralen zum Tragen im Haar und ein Barren reines Gold.

Nachdem der Fremde gegangen ist, bleiben die Männer des Dorfes noch zusammen. Ein Dorfbewohner soll morgen beerdigt werden. Man will ihn besonders ehren, weil er der geschickteste Töpfer war. Er soll verbrannt werden, wie es nun Sitte geworden war. Bei aufgehender Sonne soll ihm der Feuerstoß gerichtet werden. Dann kann seine Seele dem großen Sonnengotte entgegenfliegen. Denn der Tote wohnt nun nicht mehr im Grabe, wie man früher glaubte, und belästigt den Menschen nicht mehr als Gespenst und Dämon, sondern seine Seele steigt auf zur Sonne. Durch das Verbrennen vollzieht sich diese Lösung vom Körper am schnellsten. Da der Verstorbene ein berühmter Töpfer war, wird man ihm seine schönsten Gefäße mitgeben: Braunrote und blankschwarze Buckelurnen, Kinderklappern aus Ton und ein Schalenlämpchen.

Es wird Abend. Im Dorfe Gräbschen wird es still. Der Mond scheint über die schlafenden Häuser und Hütten. Über dem breiten Tale der Lohe schwimmen die Nebel. Nur dann und wann hallt der Schritt des Wächters durch die Nacht.

*

Wer waren nun die Menschen, die ein so hochentwickeltes Leben auf dem Boden Gräbschens entfaltet haben? Von welcher Art waren sie? Welcher Rasse gehörten sie an? Welchem Volkstum? Die Mehrzahl der tschechischen und polnischen Forscher hält die Menschen dieser Kultur, die man die Lausitzer nennt, für Slawen. Sie wollen damit beweisen, daß die Urslawen in der Vorzeit in Ostdeutschland gewohnt haben, von den späteren germanischen Eroberern unterjocht wurden, als Knechtsvolk aber

weiterlebten und nach dem Abzuge der Germanen in der Völkerwanderung nur in ihre alten Rechte wieder eintraten. Die deutsche Kolonisation des Ostens im Mittelalter wäre dann keine Rückgewinnung deutschen Landes gewesen, sondern ein letzter germanischer Einfall in slawisches Land. So suchen die Slawen heute ihre Forderung nach Teilung Schlesiens unter Tschechen und Polen zu begründen. Dieser Behauptung slawischer Forscher fehlt aber jede Wahrscheinlichkeit. (v. Richthofen: Gehört Ostdeutschland zur Urheimat der Polen?)

Die meisten Forscher halten die „Illyrer" für das Volk der Lausitzer Kultur! Diese Illyrer bevölkern Schlesien die ganze Bronzezeit hindurch, wir finden sie hier noch, als schon die Frühgermanen von Norden und die Kelten von Westen her einziehen. In geschichtlicher Zeit treffen wir die Illyrer in Ungarn und in dem nordwestlichen Teile der Balkanhalbinsel. Sie sind gewiß aus ihrer ostdeutschen Heimat, wozu auch Schlesien gehört, durch die herandrängenden Germanen nach Süden vertrieben worden.

In den Beigaben ihrer „Urnenfriedhöfe" haben uns diese Illyrer ein deutliches Bild ihrer Kultur übermittelt. Die Wissenschaft des Spatens hat allein in Gräbschen über 2000 Fundstücke der Erde entnommen. Die Lausitzer Tonwaren sind das Schönste, was die lange Bronzezeit in Mittel- und Norddeutschland hervorgebracht hat. Kennzeichnend für diese Zeit sind die Buckelurnen. Später kam dann Kleingeschirr hinzu. Die größten zusammenhängenden Gräberfelder stammen aus dieser Zeit. Als Beigaben finden wir in ihren Gräbern nur Tongefäße, das ist verwunderlich, da wir doch in der Bronzezeit leben. Das Metall war aber wohl noch zu kostbar zum Mitgeben. Daß diese Kultur aber auch reich an Metallen war, zeigen die großen Schatzfunde, mit ihren bronzenen Gürtelplatten, Armspiralen, schlanken Dolchen und Schwertern. Auch das Gold hat dem vornehmen Manne in dieser Zeit nicht gefehlt. (Goldfund von Eberswalde.)

Auf die Bronzezeit folgt die Eisenzeit, in der wir uns noch heute befinden. Der vor- und frühgeschichtliche Teil dieser Zeit reicht etwa von 500 v. Chr. bis 1200 n. Chr.

Die Verwendung des Eisens zu Werkzeugen ist eine Erfindung, die wahrscheinlich aus dem Orient über Ägypten nach Europa gekommen ist. Später gewann man das Eisen auch in Schlesien aus dem hier vorkommenden Raseneisenstein. (Siehe die Ortsnamen: Suschen Hammer, Käntchen Hammer, Kath. Hammer, Gr. Hammer, Maßlisch Hammer.)

Wandernde Metallarbeiter werden die Kunst, das Eisen zu schmelzen, nach Schlesien gebracht haben. Reste von Eisenschmelzöfen sind uns aus den Kreisen Oels und Steinau erhalten geblieben.

Der Übergang von der Bronzezeit zur Eisenzeit ist nun etwa kein plötzlicher gewesen, sondern nur nach und nach wird das Eisen aufgenommen. Waffen und Geräte werden häufiger aus Eisen hergestellt als Schmucksachen.

Fragen wir nach den Völkern, die in der Eisenzeit vermutlich den Boden Gräbschens bevölkert haben, so treffen wir auf die

Kelten, die Frühgermanen (Bastarnen), die Germanen (Wandalen) und die Slawen.

Als Urheimat der Kelten nimmt man Süddeutschland, Böhmen, Mähren und das Donautal an. Von hier aus eroberten sie Frankreich, Belgien, Oberitalien, Steiermark, Kärnten, Venedig, den Balkan und Kleinasien. Es waren hohe Gestalten mit rötlich blondem Haar. Die Kelten bedeuten die vorletzte Welle eines nordrassischen Volkes. (Die letzte Welle war die germanische Völkerwanderung.) Die Vorherrschaft der Kelten in Europa dauert etwa von 900—200 v. Chr. Ihr Höhepunkt liegt etwa um 400.

Nach Schlesien sind die Kelten von Böhmen und Mähren aus eingedrungen. Durch den Glatzer Kessel kamen die Bojer, durch die Mährische Pforte die Volker. Es waren wieder die beiden fruchtbaren Getreidekammern Schlesiens, welche die Kelten über das Gebirge lockten: Die mittelschlesische Lößebene zwischen Breslau und Nimptsch, von der Lohe durchflossen, und das oberschlesische Lößgebiet um Leobschütz.

Zu gleicher Zeit, als die Kelten in Schlesien seßhaft waren, trat unsere Heimat in erste Berührung mit den Germanen. Diese Frühgermanen waren die Bastarnen, die von 700—300 v. Chr. in Niederschlesien, in Mittelschlesien bis zur Oder und in kleinen Teilen von Oberschlesien wohnten. In den Wohngebieten dieser Frühgermanen findet man die Gesichtsurnen. Die Bastarnen verließen etwa um 300 v. Chr. Schlesien und verloren sich nach Süden, die Kelten gaben erst um 100 v. Chr. ihre schlesischen Sitze auf.

Hat nun Gräbschen keltische Besiedlung gehabt? Die Frühgermanen griffen bei Breslau auf das linke Oderufer über, sie hielten die Gegend wie einen Brückenkopf. Gräbschen lag auf der Berührungsstelle von Kelten und Frühgermanen. Keltische Funde sind in Gräbschen noch nicht gemacht worden, aber in unmittelbarer Nähe von Gräbschen sind eine Reihe keltischer Funde zutage getreten. Da Gräbschen so auf einem Grenzgebiet von zwei Völkern verschiedener Art lag, wird es wohl Zeuge mancher kriegerischen Auseinandersetzung gewesen sein.

Mit den Kelten hat ein Volk von hoher Kultur in Schlesien gesiedelt. Sie waren ein Herrenvolk. Aber Vermischung mit weniger widerstandsfähigen Rassen und Völkern haben ihre Kraft zerstört, so daß sie den Germanen weichen mußten. In Mittel- und Niederschlesien werden sie verdrängt durch die ostgermanischen Wandalen, in Oberschlesien durch die westgermanischen Quaden.

So finden wir nach dem Verschwinden der Illyrer und dem Aufgehen ihrer Reste in den Eroberern die Germanen als die Siedler auf dem Boden Gräbschens.

Die Germanen gehören zum Urvolke der Indogermanen. Sie bewohnten Südschweden, Dänemark und die norddeutschen Küsten. Etwa von 2000 v. Chr. an erkennen wir unter den Indogermanen das Volk, von dem wir Deutschen abstammen, die Germanen. Die Siedler der Feldmark Gräbschen gehörten einem ostgermanischen Stamme an. Es waren die Silinger, die etwa in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. hier auftauchen. Acker und Weideland bot das Gelände zwischen Lohe, Floßgraben, Gänse- und Pfeffer-

graben genug. Für den Fischfang sorgte die Lohe, jagdbares Wild gab es in den Wäldern an der Oder und an der Mündung der Lohe.

Der Kern der germanischen Siedlung wird wohl das frühere Ober-Dorf gewesen sein, das sich vom Mühlberg bis zum Mittelweg erstreckte. Als Haus finden wir das Dachhaus. Auf Balkenwände setzt sich das Dach, das mit Stroh oder Schilf gedeckt ist. Die Wände bestanden auch aus Steinen, auf die dann das Dach gesetzt war. Mitunter lag noch ein Kranz von Steinen um das Haus, auf den sich die Enden der stärksten Dachbalken stützten. Der First des Daches wurde im Hause von senkrechten Balken gestützt. An den schönsten dieser Balken hing der Hausherr seine Waffen. Mußte er auswandern, nahm er diese Haussäule als Erinnerung an seine Heimat mit. An manchem Hause sehen wir auch ein kleines Vordach. Die Häuser stehen mit dem Giebel zur Dorfstraße. Es fallen uns auch noch Erdhütten auf, wie wir sie aus der jüngeren Steinzeit her kennen. Sie dienen als Keller. In ganz strengen Wintern bedeckte man sie mit Dünger und suchte in ihnen Schutz gegen die Witterung. Um Vorräte vor dem Verderben und vor gefräßigen Tieren zu schützen, errichtete man Vorratshäuser, die auf Pfählen standen. (Manche Hausurnen der Germanen geben ein getreues Abbild dieser Vorratshäuser.)

Waren Haustüren vorhanden, so drehten sie sich um eine Kopfschwelle oder konnten senkrecht in die Höhe gestoßen werden.

Im Hause schaltete die Frau. Sie hatte zu kochen, zu braten, ein leichtes Bier zu brauen, zu weben, zu spinnen und zu schneidern. Auch um den Garten hinter dem Hause hatte sie sich zu kümmern. Dort baute sie die Möhre und den Schnittlauch. Mit ihren Kindern ging sie Wildfrüchte sammeln: Heidelbeeren, Sumpfbeeren, Sumpfporst, Hagebutten, Schlehen, Eicheln, Buchеckern und nahm den wilden Bienen den Honig ab.

Die Bestellung des Ackers war Sache des Mannes. Er ging hinter dem Pfluge her, den Rinder zogen. Die Feldmark Gräbschen wird wohl damals schon so aufgeteilt gewesen sein wie heute: Nach Süden und Norden die Felder, nach der Lohe hin und am unteren Floßgraben die Wiesen. Der Anbau wechselte mit Brache. Auf dem Brachfelde weidete das Vieh, wodurch zugleich der Acker gedüngt wurde. (Diese Art der Feldbestellung ist bis ins 18. Jahrhundert geblieben. Siehe: Dorfbuch von Gräbschen!) Der Germane baute Weizen, Gerste und Hafer an. Der Mann führte nicht nur den Pflug, er mähte auch das Getreide, bewachte die Herde, ging auf die Jagd und den Fischfang, schlug das Holz und baute Geräte. (Diese Verteilung der Arbeit zwischen Mann und Frau ist auf dem Lande noch bis heute so geblieben.)

Nur zwei Tätigkeiten waren als besondere Handwerke ausgebildet: Die Töpferei und die Schmiedekunst. Die schlesischen Wandalen waren Meister in der Anfertigung geschmackvoller Tongefäße.

Für eine gutgeschmiedete Waffe oder ein schönes Gefäß wurde wertvolles Gut eingetauscht: Getreide, Vieh, Golddraht, Bronzebarren oder Bernstein, der Edelstein des Nordens.

Die Kleidung der Frau besteht aus einer Jacke mit halblangen Ärmeln. Um den Leib hat sie ein Tuch zweimal geschlungen, das durch einen Hüftgürtel festgehalten wird. Aus diesem Tuche hat sich wohl später der Rock entwickelt. Das lange Haar wird im Nacken zusammengehalten oder steckt in einem Netz aus Wollfäden. In der Truhe verwahrt liegt reicher Bronzeschmuck, den die Frau bei festlichen Gelegenheiten um Gürtel, an Brust und Armen trägt. Der Gürtel dient zugleich als Tasche. Manche Frau trägt auch ein Täschchen am Hals oder am Gürtel.

Die Männer tragen eine kurze Hose, dazu einen Kittel ohne Ärmel und einen Gürtel. Mitunter trägt er auch noch ein Umhangtuch über den Schultern, das er mit einer Spange auf der Brust festhält. An den Füßen sehen wir Sohlschuhe mit einer Schnürung über den Knöcheln. Die Beine sind mit einer Art Wickelgamaschen eingehüllt. Der Kopf ist mit einer Wollkappe bedeckt. (Daraus hat sich der Helm entwickelt.)

Der germanische Siedler auf der Feldmark Gräbschen sah dem heutigen Bauern schon sehr ähnlich. Es war eine gute Bauernkultur, in der der Germane lebte. Solange noch die Bauernwirtschaft unserer Zeit eine geschlossene Hauswirtschaft war, in der sich der Bauer alles, was er brauchte, selber machte, hat sich unsere Bauernwirtschaft noch nicht allzusehr von der des germanischen Siedlers entfernt.

So lebte der germanische Siedler Hunderte von Jahren auf dem Boden Gräbschens, bis auch er von der großen Bewegung gepackt wurde, die man die Völkerwanderung nennt. Auch über ihn kam die Sorge ums tägliche Brot, denn die Bevölkerung nahm ständig zu, und der Boden gab nicht mehr Nahrung her. Wenn man sich gegenseitig im Wege ist, entsteht leicht Unfriede und Streit. Dieser innere Hader ist mit ein Grund, daß sich ganze Stämme und Völker auf die Wanderung begaben, um im Westen und Süden bessere Lebensbedingungen zu finden. Und so bleiben die Siedler von Gräbschen auch nicht zurück, als sich das Volk, dem sie zugehören, die Wandalen, auf die Wanderung begeben.

Nach dem Abzuge der Wandalen rückten langsam und unmerklich die Slawen ein. Sie kamen wahrscheinlich aus der westlichen Ukraine. Auch die slawischen Siedler wohnten auf dem alten Gräbschner Siedlungsboden. Sehr stattlich wird aber dieses Dorf nicht ausgesehen haben. Beim Bau der Fabrik von Schwerin & Söhne hat der Spaten 150 Wohngruben aus slawischer Zeit aufgedeckt. Sie waren etwa 0,50—1,50 Meter tief und 1—3 Meter weit. Die größeren zeigten noch die Spuren von Feuerstätten, es waren Herde mit Feldsteinen. Die kleineren werden Abfallgruben gewesen sein. In den Wohngruben fand man Topfscherben und nur spärliche Geräte. Sie waren meist aus Knochen oder Eisen hergestellt. Auch fand man mehrere eiserne Messer. Über den Gruben erhoben sich dürftige Hütten aus Holz, Rohr und Stroh. Der slawische Siedler hat also nicht anders gewohnt als der jungsteinzeitliche Mensch. Gefundene Mühlsteine lassen darauf schließen, daß er sein Korn auf der Handmühle gemahlen hat. Zum Spinnen benutzte er den Spinnwirtel.

Nirgends ist ein Fortschritt über die Kultur des Germanen hinaus zu spüren.

Die slawische Bevölkerung lebte in einem Kulturzustande, in dem ein wirtschaftlicher Aufschwung kaum möglich war. „Die Polen waren arm und träge. Kein Salz, kein Eisen, keine metallene Münze, keine guten Kleider, nicht einmal Schuhe hatte das Volk — es weidete allein seine Herde." (Leubuser Urkunde.)

Durch welches Ereignis das slawische Gräbschen zum Verschwinden kam, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Vielleicht waren es Naturereignisse, vielleicht ist es auch ein Opfer geworden der vielen Grenzkriege zwischen Polen und Böhmen, der Bruderkriege zwischen den schlesischen Herzögen oder der Kriege der polnischen Herzöge mit den deutschen Kaisern. Polenherzog Boleslaus I. (Chrobri = der Kühne) führte einen 16 jährigen Krieg mit Kaiser Heinrich II. (1002—1024). Diese Kriege wurden natürlich mit Erbitterung geführt, Dörfer dem Erdboden gleichgemacht oder durch Plünderung verwüstet. Ein solches Schicksal scheint Gräbschen widerfahren zu sein.

Sehr anschauliche Bilder von den Wirren jener Zeit gibt uns Samuel Benjamin K l o s e in seiner dokumentierten Geschichte und Beschreibung von Breslau, 1781. Nur einige Stellen seien angeführt: „Nach dem Tode Mieslav II., vom Jahre 1034 an, traf Polen in den wilden Zeiten der Anarchie ein trauriges Schicksal. Dies verwaisete Land wütete in seine eigene Eingeweide. Die leibeigenen Untertanen lehnten sich gegen ihre Herren auf. Die Freien waren gegen den Adel. Sie behandelten sie als Knechte, raubten ihnen ihre Frauen und kühlten in dem verspritzten Blut der Edlen ihre Mordsucht ab. Sie setzten sogar alles, was Religion war, aus den Augen, empörten sich gegen die Bischöfe und Geistlichkeit, welche sie teils öffentlich, als Verbrecher, mit dem Schwerte hinrichteten, teils mit Steinen zu Tode warfen. Polen wurde damals sowohl von Einheimischen, als Ausländern auf eine solche Art verheert, daß es ganz an Gelde und Menschen entblößt war. — Und nun erschien der Herzog Brzetislav in Polen mit seinen zerstörenden Böhmen und vergalt das in einem doppelten Maß, was Boleslav Chrobri in Böhmen und Mähren verübt hatte. Sie holten sich nicht allein die ihnen von den Polen abgenommenen Schätze wieder, sondern nahmen auch das noch dazu, was Mieslav I. gesammelt und Richsa (die Gemahlin Mieslav II., die nach Deutschland geflohen war), übrig gelassen hatte. Gleich einem Strom, der die Ufer durchbricht, blumenreiche Wiesen und hoffnungsvolle Saaten mit Sand und Schlamm bedeckt, verbreiteten sie überall Verwüstung Schlesien traf die Zerstörung zuerst. Brzetislav näherte sich mit eiligen Schritten der Hauptstadt, und schwang die Fackel des Krieges gegen die schuldlosen Einwohner. Allein sie waren zu schwach, die alles vor sich hinstürzende Wut der Feinde aufzuhalten, ihre Güter wurden ein Raub der einstürmenden Böhmen, die Flammen ergriffen ihre Häuser und die Stadt wurde im Jahre 1038 in einen Aschenhaufen verwandelt."

Aus der Zeit der Kriege mit Kaiser Heinrich II. lesen wir: „Stellen Sie sich ein feindliches Heer vor, welches nach der da-

maligen Art Krieg zu führen alles, was die Natur den Menschen zum Genuß darreicht, zerstöret, welches Dörfer und Städte anzündet und die Einwohner in die Sklaverei schleppt, vor welchem das Schrecken vorangeht und die Verzweiflung nachfolgt, dessen Fußstapfen in Asche mit Blut bespritzt sind gedrückt und welches ohne irgendwo Widerstand zu finden, seine raubsüchtige und blutdürftige Wut gegen die unbewaffneten Einwohner frei ausläßt."

Je mannhafter sich Breslau verteidigte, je mehr mußten die Dörfer herhalten. „Es wurden in dem Strich an der Oder bis dreihundert Dörfer von Grund aus zerstört und viele Einwohner nach Böhmen geführt, wo ihnen Land anzubauen angewiesen wurde."

Von Boleslaw heißt es einmal, daß er voll Wut wieder von Breslau abzog und daß er seine Fußstapfen von Breslau bis Liegnitz mit Raub und Brand bezeichnete.

1281 rückte Lesko der Schwarze, Herzog von Krakau, ins Breslauische. Er verschonte keine Stadt, kein Dorf, sondern verheerte alles bis an die Vorstädte von Breslau.

Vielleicht ist auch neben der slawischen Siedlung Gräbschen eine deutsche Siedlung gegründet worden. Die deutsche Gründung übernahm den Namen der benachbarten slawischen Siedlung. Diese Siedlung verfiel dann allmählich und verschwand als eigene Anlage.

(Eine Erinnerung an die slawische Zeit zeigt noch die Karte von Thorand: Die Feldmark Gräbschen 1824, auf der die Gräbschener Straße vom Mühlbergweg bis zur Opperauer Brücke den Namen „Pollackenweg" führt.)

Nachdem die Siedlung Gräbschen verschwunden ist, taucht sie erst wieder 1149 in den Büchern der Geschichte auf.

Die ersten Berichte über vorgeschichtliche Funde in Gräbschen stammen von dem Arzt Kundmann. (Sammlung von Natur- und Medizin-, wie auch hierzu gehöriger Kunst- und Literaturgeschichte", 1724.) Er berichtet wörtlich: Ich gehe zu Grabischen, eine halbe Meile von unserer Stadt gelegen, hinter dem Dorfe, und zwar auf dem sogenannten Seestücke, spazieren: Auf den Äckern finde ich hin und wieder zerbrochene Scherben, von schwarzen Urnis, also daß ich auch an einem die eingedruckten Narben wohl dignoscieren konnte. Da aber dieses Dorf nahe bei Breslau gelegen und vieler Dünger daraus ordinär auf die Felder geführet wird, meinte ich, sie müßten unter demselben mit dahin geraten sein, vielleicht von demselbigen, die aus Massel, auch anderwärts her, nach unserer Stadt häufig transportiert und an Curiosus verschenket sind, endlich zerbrochen und weggeschmissen worden. Ich unterließ aber dennoch nicht, bei dem Pachter dasigen Gutes anzufragen, ob sie auf dennen Äckern mit dem Pflug nicht manchmal tönerne Scherben und kleine Stücklein Beiner mit ausackerten? Hier erfuhr ich bald, was mir eben lieb war, wie nämlich ehemalen, in spätem Herbste, auf diesem Acker, Rübe-Gruben, um solche den Winter hindurch zu konservieren, wären eingegraben worden. Da sie aber so viele Töpfe mit Toten-Gebeinen gefüllet, angetroffen, hätten sie dieses nochmals unterlassen und Abscheu gehabt, die Rüben zu essen, weil

sie gemeint, es müsse ein Kirchhof allda gewesen sein und könnten wohl viele darunter gar in der Pest gestorben und dahin begraben worden sein.

Ob nun schon der Acker zur Saat schon völlig präparieret war, erhielt ich doch Erlaubnis, einen kleinen Flecken aufgraben zu lassen. Und kaum waren sie 2 Stich tief in die Erde gekommen, so fand ich ein ganzes Familien-Begräbnis von 16 Töpfen. Noch muß ich gedenken, daß man in dasiger Gegend auf dem Acker vor einigen Jahren einen schönen sogenannten Donnerkeil, oder vielmehr Streitaxt mit einem runden glattpolierten Loch hindurch gefunden, so mir zuteil worden, der unfehlbar durch den Pflug aus dem Acker gerissen oder sonst ausgegraben worden."

Von den Gefäßen, die man auf den „Heidenfriedhöfen" fand, hatte man sich früher die wunderlichsten Vorstellungen gemacht. Man hielt die Urnen für selbstgewachsene Erdtöpfe. Im Winter und Herbste liegen sie bei 20 Fuß tief in der Erde, im Frühlinge aber zu den Pfingsttagen nur eine Elle tief, weshalb sie in der Zeit die Bauern mit Hacken und Schaufeln hervorsuchten. Prediger Hermann in Massel aber, der sich als erster für die vorgeschichtlichen Bodenaltertümer von Schlesien interessiert hat, widerlegt schon 1711 diese „abgeschmackte Fabel". Nach ihm hat schon Ossian, der nordische Sänger des 3. Jahrhunderts, besser gewußt, wovon uns die vorgeschichtlichen Funde Kunde geben:

„Es kommt der Fremdling und bauet und schaufelt ihren Staub hinweg.
Sieht im Sand ein rostig Schwert, beugt sich darüber und spricht:
„Dies sind Waffen von Kriegern der Vorzeit,
nicht tönet ihr Ruhm im Gesang."

Heute wissen wir, daß aus den Bodenaltertümern vergangene Geschlechter zu uns sprechen. Sie erzählen uns vom Leben und den Schicksalen untergegangener Völker, deren Blut und Art noch heute in uns lebt und wirkt. Die Geschichte unseres Volkes und unserer Kultur fängt nicht erst mit dem ersten geschriebenen Worte an, sondern mit dem ersten Scherben, den wir im Siedlungsraum unseres Volkes finden.

Daß aus dem Leben, dem Schicksal und dem Kampf der Vergangenheit wahres, der Gegenwart zustrebendes Leben erwachse, darum beschäftigen wir uns mit der Vorgeschichte.

Wer nicht von dreitausend Jahren
sich weiß Rechenschaft zu geben,
bleibt im Dunkeln, unerfahren,
mag von Tag zu Tage leben. (Goethe.)

IV. Die geschichtliche Zeit.

a) Der Name Gräbschen.

In der sogenannten Stiftungsurkunde von 1149 bestätigt Boleslaus IV., Herzog von Polen, der Kirche der heiligen Maria und des heiligen Vinzenz eine Anzahl von Besitzungen, unter denen auch Grabissin (Gräbschen) genannt wird. Zu den Besitzungen

des Vinzenz-Stiftes gehörten: Würben, Zottwitz, Krieblowitz, Mellenau, Mollwitz, Ochsenstall, Ottwitz, Schottwitz, Gurtsch, Hermsdorff, Vorstadt Elbing, Althof, Campen, Gräbschen, Daupe, Woickwitz, Vorwerk Gantzke, Gr. Tschansch, Stanowitz, Schwentnig, Tscheschen, Kostenblut, Sabluth, Carlowitz.

Oft wird von der Zugehörigkeit von Gut und Gemeinde Gräbschen zum „Fürstlichen Stift St. Vincenty" gesprochen.[1]) In den Beiträgen zur Beschreibung von Schlesien von Zimmermann 1794 heißt es: „Gräbschen gehört unter das Vinzentinerstift zu Breslau." Im Rezeß von 1831 (Rezeß-Auseinandersetzung, Abschluß, Vergleich, Vertrag — er regelte die Stellung der Bauern zum Gutsherrn nach der Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern 1807) heißt es von Gräbschen: „Das Gut Gräbschen liegt im Breslauer Kreise und ist von der Kreisstadt eine halbe Meile entfernt. Es hat daselbige bis zur Säkularisation (1803 wurden alle geistlichen Besitztümer unter die weltlichen Fürsten aufgeteilt) dem fürstlichen Stifte ad St. Vinzenz in Breslau gehört und ist hierauf im Jahre 1812 durch den königlichen Fiscus an den jetzigen Besitzer Herzoglichen Braunschweigischen Geheimen Rat und Kammerpräsident Herrn Karl Friedrich Mens verkauft worden." (Es wird sich hier vermutlich um einen Beamten des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig handeln, der in der Verwaltung des dem Herzog zugefallenen Fürstentums Oels tätig war.)

Ursprünglich gehörte zum Dorfe Gräbschen noch die Gemeinde Siebenhufen. Der Besitzer eines in Siebenhufen liegenden Gutes vermachte aber dasselbe 1333 dem Domstifte als Einkommen (Pfründe) für den Domschulmeister und einen Domgeistlichen. Damit wurde Siebenhufen von Gräbschen getrennt und kam unter die Gerichtsbarkeit des Domes.

Der Name Gräbschen hat sich im Laufe der Jahrhunderte oft verändert.

1149 in der sogenannten Stiftungsurkunde Grabissin.
1201 Papst Innocenz III. bestätigt dem Abt von Vinzenz seine Besitzungen, u. a. auch Grabiscin.
1204 Herzog Heinrich I. schenkt zur Beschuhung der Brüder von St. Vinzenz die an ihn bisher zu zahlende Abgabe von den Stiftsgütern dem Kloster. Unter den Ortschaften wird Grabissino erwähnt.

---

[1]) Das Vinzenzstift ist das älteste Stift in Schlesien. Es gehörte bis 1193 den Benediktinern, wurde aber dann den Prämonstratensern überlassen, da sich die Benediktiner durch ihren sträflichen Lebenswandel unmöglich gemacht hatten. Wann das Vinzenzstift gegründet worden ist, ist ungewiß, denn eine eigentliche Stiftungsurkunde liegt nicht vor. Es gibt zwar eine mit dem Datum 1149 versehene Urkunde über Verleihung von Kirchen, Gütern, Gerechtsamen und geschenkten Dorfschaften an das Vinzenzstift, doch wird die Richtigkeit der Jahreszahl 1149 angezweifelt. Das Kloster ist von Graf Peter Wlast gestiftet worden. Nachdem er die Reliquien des heiligen Vinzenz erhalten hatte, nannte er es Vinzenzkloster.

1252 Vitus, Abt von St. Vinzenz, verleiht das Dorf Grabischin zu Erbrecht Agnes, der Gemahlin des Jakobus de Colonia.

1253 Papst Innocenz IV. bestätigt dem Vinzenzstifte seine Besitzungen, u. a. auch Grabissin.

1261 Heinrich III. befreit den Breslauer Bürger Werner v. Görlitz für ewige Zeiten von allen Lasten des polnischen Rechtes, die bisher auf seinen 7½ Hufen lagen, die er in dem Gute Grabesyn vom Vinzenzstift gegen jährlichen Zins von ½ Mark besitzt.

1272 Heinrich IV. bestätigt Abt Wilhelm vom Vinzenzstifte dessen Freiheiten, u. a. große und kleine Tiere zu schlachten und Herrschaft und Gerichtsbarkeit in Grebychino.

1310 wird ein Gartenstück genannt, das zwischen Grebischina und den Gräben der Stadt liegt.

1323 Der Abt und der ganze Konvent des Vinzenzklosters bekennen, daß Gottfried Pleßlonis mit Zustimmung seiner Ehefrau 3 Hufen weniger 3 Morgen in Grbesin an den Breslauer Bürger Arnold Wozil für 100 Groschen und 20 Ellen Tuch verkauft und vor ihnen, denen das Dominium des Dorfes gehört, aufgelassen hat.

1324 Nikolaus v. Bang, Kantor der Kreuzkirche, vermacht nach seinem Tode das vor der Stadt gelegene Allod von 3 Hufen Grabsin nebst allem Zubehör nach seinem Tode dem Breslauer Kapitel.

1330 wird Stiftsgut verkauft, das zwischen Grabessino und Breslau lag. Heinrich, Herzog von Schlesien, bekennt, daß sein Getreuer, der Breslauer Bürger Jakob Schertilzcan, 1 Hufe in Grebeshin an Frau Yrmintrud, Witwe Herbords, verkauft.

1332 Der Besitzer des Stiftsgutes zwischen Grebsyno und Breslau wird von aller Gerichtsbarkeit befreit.

1336 Verkauf in Grebeshin.

1339 Grabassin.

1353 Im „Landbuch des Fürstentums Breslau" taucht Gräbschen als Grebischin auf. Das Landbuch ist das älteste Verzeichnis aller Vorwerke und Dörfer des Fürstentums Breslau. Es wurde im Auftrage Kaiser Karl IV. von Diethmar v. Meckebach, einem Kanonikus des Domstifts, angelegt. (Karl IV. 1347—1378, aus dem Hause Luxemburg, in Breslau erinnern an ihn Karlstraße und Karlsplatz.)

1423 findet auf dem Klosterhofe ein Landding statt, unter den Scholzen der Kloster wird Austen v. Grebischin genannt.

1425 wird im Kloster ein Sühnegericht abgehalten (es handelt sich um eine Wunde und einen blauen Schlag), als Schöffe erscheint wieder Austen v. Grebischen.

1465 und 1471 wird die Gräbschener Straße genannt als der „Weg, als man kenn Gräbischen geet".

1652, 1666 und 1667 wird in den Besuchsberichten von St. Nikolai von Gräbisch und Grebischen gesprochen.[1])

Gräbschen war ein rein ländlicher Ort. Er gehörte zu den kleinen Kräuterdörfern. In den „Beiträgen zur Beschreibung von Schlesien“ heißt es: „Die kleine Kräuterei bestehet aus den Gemeinden Gräbschen, Krietern, Kleinburg, Heerdan und Dürr-Jentsch. Vormals trugen die Breslauer Kräuter eine ganz besondere Kleidung, vorzüglich weite Hosen mit großen Halsmartern (Hosenträger), die aber nun abgekommen ist, doch unterscheiden sich viele durch ihre Sprache, die einen besonderen Dialekt hat. (Die aufgetretene Ansicht, daß die Bewohner der Kräuterdörfer eingewanderte Thüringer wären, die ihre Eigenarten besonders gewahrt hätten, hat sich nicht halten lassen.)

Die urkundlich nachweisbare Geschichte schlesischer Dörfer und Städte fängt im allgemeinen mit der deutschen Kolonisation des Ostens an. Inwieweit das deutsche Gräbschen dieser Kolonisation sein Entstehen verdankt, ist nicht festzustellen. Man hat bisher den Leubuser Mönchen, Zisterzienser aus Pforta, das Verdienst zugeschrieben, die Besiedlung in Schlesien in Fluß gebracht zu haben, indem sie das Kloster Leubus an der Oder errichteten und Deutsche auf ihren Klostergütern ansiedelten. (Gründungsurkunde von Leubus 1175.) Von dieser Einbruchsstelle aus sollte sich dann das Siedlungswerk, dieses Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung, strahlenartig über Schlesien verbreitet haben. Heute aber verlegt man den Beginn der deutschen Einwanderung in das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts und sieht in den Trägern der Bewegung die Herzöge von Schlesien (Heinrich I. der Bärtige 1208—1238, Heinrich II. 1238—1241, Heinrich III. 1252—1266, Heinrich IV. 1266 bis 1290) und die Bischöfe von Breslau (Lorenz 1207—1232, Thomas I. 1232—1268, Thomas II.).

„Die 4 ersten Etappen der deutschen Kolonisation scheinen 1209 Löwenberg, 1211 Goldberg, 1214 Neumarkt und dann endlich Breslau gewesen zu sein.“ (J. Pfitzner: Besiedlungs-Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes.)

Es ist heute, wo der Deutsche im Osten um seinen Wirtschaftsraum kämpft, besonders dringlich, darauf hinzuweisen, daß Boden allein noch keinen Staat macht. Arbeit und völkische Schöpferkraft müssen dazu kommen, die das Land bebauen, Kultur schaffen und

---

[1]) Der Name Gräbschen ist slawischen Ursprungs, pol., russ., serb. = grab = Weißbuche, Gräbschen also Buchendorf — oder von grabić = harken, zusammenraffen, wegnehmen, in schlesischer Mundart = grabschen, in die Grabsche werfen — oder auch entstanden aus Eigentum des Grabis oder Grabissa. Noch heute gibt es Personennamen: Grabitzky, Gräbsch, Grabsch. Ähnliche Ortsnamen: Graben, Kr. Guhrau, Grabig, Kr. Glogau, Gräben bei Striegau. (Heftner: Schles. Ortsnamen.) Den Namen Gräbschen hat man sogar von dem Reichtum diesſ Ortes an vorgeschichtlichen Funden abgeleitet. „Der Name Grabischen scheint aus Grabischau entstanden zu sein, wie man aus Nechlau Necheln und in Schlesien überhaupt aus —au— fast immer a oder en zu machen pflegt. Er bedeutet demnach Gräber = Au.“ (Budorgis 1819.)

einer sich mehrenden Bevölkerung Wirtschafts- und Rechtsformen geben.

Die slawische Welle, die dem abfließenden germanischen Strome nachgesickert war, konnte das Land nicht ausfüllen. 50—60 slawische Dörfer waren einem Bischof, einem adligen Herren eine geringere wirtschaftliche Unterlage als 5—6 große deutsche Dörfer. Der Deutsche kam als Gast, als Fremdling, als Neuling — aber er wurde zum Sauerteig für die kulterelle und wirtschaftliche Umgestaltung Schlesiens.

Es steht fest, daß Schlesien bis zum Ausgange des 12. Jahrhunderts slawisch-polnisch gewesen ist. Im 13 und 14. Jahrhundert aber vollzieht sich der Vorgang der Germanisierung Schlesiens durch die einwandernden Deutschen und damit die kulturelle und rechtliche Befreiung des slavischen Ostens.

An diesem Umbruch muß auch Gräbschen seinen Anteil gehabt haben, ohne daß wir es heute bezeugt finden. Der Strom der deutschen Einwanderer zog sich zumeist am Rande der Gebirge hin und drang selbst in den Grenzwald (preseka) ein. Hier entstanden die Neugründungen von Dörfern. Nachdem das deutsche Siedlungswerk gesichert war, und für die neuen Wirtschaftsformen die rechtlichen Unterlagen geschaffen waren, ging man an die Umsetzung slawischer Dörfer in deutsche. Eine solche Umsetzung hat vermutlich unser früheres slawisches Dorf Gräbschen erfahren. Die Umsetzung bestand darin, daß das slawische Dorf nach Hufen, welche die Slawen nicht kannten, neu eingeteilt wurde.[1])

Wenn wir noch einen letzten Blick auf jenen Ausfluß gewaltiger Volkskraft werfen, dem das heutige Geschlecht das Deutschtum seiner schlesischen Heimat verdankt, und wenn wir dabei bedenken, daß hier ein Land mit dem Pfluge und mit dem Rechtsbuche erobert wurde und nicht mit Blut und Schwert, und wenn wir uns weiter dabei erinnern, daß dieses Werk völkischer Kraft gelang gegen Widerstände, die es fast gefährdeten, so werden wir erkennen müssen, daß der Kampf um sein Volkstum die höchste Verpflichtung eines Volkes ist.

Die Kolonisierung des deutschen Ostens kann als völkische Revolution angesehen werden, denn deutsche Volkskraft erhob sich und zerbrach bestehende Wirtschafts- und Rechtsformen. Lamprecht nennt die Kolonisation des Ostens „die größte Tat, die der Nation als Gesamtkörper geglückt ist". In Schlesien war bisher kirchliches Grundrecht, daß von allem Grundbesitz Naturalabgaben an den Bischof entrichtet werden mußten. Das war der Garbenzehnt, der Bergwerkszehnt usw. Dieser Zehnt war polnisches Recht, er

---

[1]) Der größte Teil der Besitzungen des Klosters stammte aus der polnischen Zeit. „Auf den ausgedehnten Besitzungen von St. Vinzenz herrschten im 12. Jahrhundert die polnischen Formen der Bewirtschaftung, nicht freie Deutsche, sondern polnische Hörige wohnten und wirtschafteten hier." (Silesiaca.) Anfang des 13. Jahrhunderts hat das Stift angefangen, auf seinen Stifsgütern das deutsche Recht einzuführen und sie mit Deutschen zu besiedeln. Wir können also annehmen, daß von Mitte des 13. Jahrhunderts auch für Gräbschen die deutsche Zeit begann.

bildete eine wichtige Einnahmequelle der Kirche. Die Deutschen kannten ihn nicht und wollten eher das Land verlassen, als den Zehnten geben. Die Herzöge nahmen sich der Siedler an, denn auch ihnen lag der wirtschaftliche Gewinn am Herzen. Nach dem Abzug der Siedler hätten sie wertvolle Einnahmen eingebüßt. Durch diesen Kampf zwischen Kirche und Staat kommt die Ansiedlung in große Gefahr.

Gewiß kann man den Kampf der Kirche um die Wahrung ihrer bisherigen Besitzrechte verstehen, aber der Kampf der Kirche um ihre Freiheit lag doch hier auf einem ihr wesensfremden Gebiete, und wir haben die Folgen dieses Verhaltens wohl heute noch zu spüren. Unter Bischof Thomas I. wurden im Weidenau-Jauerniger Gebiet vorwiegend Polen zu deutschem Recht angesiedelt, „weil ihm als Polen eine völlige Germanisierung des Bistumslandes unerwünscht war". (Seppelt: Geschichte des Bistums Breslau.)

Welche Gefahren von kirchlicher Seite dem Werke der Siedlung kamen, zeigt der Hilferuf des Erzbischofs von Gnesen, den er 1285 an den Papst richtete und um Hilfe bat: für die „sinkende polnische Kirche" und um Erlösung von „der ewigen Gefahr" der Deutschen. Und wären in dem Kampf um den Zehnten die Bischöfe durchgedrungen, Schlesien wäre noch heute eine polnisch-nationale Provinz.

In den zwei Jahrhunderten deutscher Besiedlung kämpfte erwachte deutsche Volkskraft mit einem politischen Herrschaftswillen, der sich darin zeigte, daß weltliche wie geistliche Herren zu landesherrlicher Selbsttätigkeit zu kommen trachteten. Sie waren darin Kinder ihrer Zeit und mußten handeln, wie es ihnen der politische Wille der Zeit vorschrieb. Dieser politische Wille hatte das Volkstum noch nicht als Grundlage des Staates erkannt. Damit fehlte auch die Vorstellung eines Reiches, dem unterzuordnen höchste Pflicht kirchlicher wie landesherrlicher Gewalten gewesen wäre. Weil es aus diesen Gründen damals der Kirche um die Erringung der wirtschaftlichen und politischen Macht im Staate ging, darum wurde die Besiedlung ausschleßlich unter diesem Gesichtswinkel betrachtet und betrieben.

Aber trotz Bann und Interdikt, den der Papst gegen die weltlichen Herzöge schleuderte, trotz der Anordnung, das Kreuz gegen die der Kirche Schwierigkeiten machenden Herzöge zu predigen (1256), trotz des Widerspruches der polnischen Pfarrer gegen die Forderung der Deutschen, daß jedes Dorf seine eigene Kirche haben sollte und trotz all der Schwierigkeiten, Streitigkeiten, die sich wegen der Zuständigkeit zwischen weltlicher und geistlicher Macht erhoben, bahnte sich der Strom der deutschen Siedler seinen Weg und brachte Segen und Beglückung auch denen, die den Deutschen anfänglich nur mit halbem Herzen liebten und in ihm vielfach mehr eine Gefahr für die bestehende Ordnung sahen, als den Beginn einer neuen und besseren Ordnung der Dinge.

Diese Neuordnung der Verhältnisse, wie sie durch die deutsche Einwanderung geschaffen worden war, wird jahrhundertelang ziemlich unverändert bestanden haben.

Den besten Einblick in die ältesten wirtschaftlichen Verhältnisse und in die Flureinteilung von Gräbschen gibt uns das Dorfbuch

von 1743. Es ist ein Verzeichnis aller Grundstücke mit den auf jedem einzelnen Grundstücke liegenden Abgaben. (Haus-Urbarium, von althochdeutsch urbar = tragen, Ertrag.) Diese Aufzeichnungen beginnen erst nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen. Während der Zeit der Habsburger fand eine solche geregelte Verwaltung noch nicht statt. Unser Haus-Urbarium spricht von dem „Siftsgute Grabschen, das mit Gabitz, Sieben-Huben, Klein- und Groß-Muchbern, Opperau, Klattendorf, Krittern und Kleinburg gräntzt und ad St. Nicolaum eingepfarrt ist“.

Die Siedlung Gräbschen bestand demnach aus dem Dorfe und dem am westlichen Ende des Dorfes gelegenen 80 Ellen langen und 37 Ellen breiten Gut oder Dorwerk, „das wohl und gutt verblanket ist“. Das Gut trägt heute die Nummer Gräbschener Straße 269 bis



Früheres Schloß von Gräbschen.

281. Zur linken Hand steht noch heute eine langes Stallgebäude mit schön geschwungenen Dachluken und der Straße gegenüber das „alte Schloß“, das Verwaltungsgebäude von Trelenburg war, heute Bürozwecken der Küchenwaren-Großhandlung von Gattert & Zemna dient. (1708 brannte das Dorwerk ab. Dem ursprünglichen „Schloß“ fehlte das heutige aufgesetzte Stockwerk.)

Von dem Gute ist noch so manches Interessante zu berichten: Es gehörte zu ihm ein Garten zur Aussaat der „Kapp-Samen“. (Gemeint ist der Krapp oder die Färber-Röte, die in ganz Gräbschen angebaut wurde. Verdrängt wurde dieser Anbau in unserer Zeit durch die künstlichen Farben [Anilinfarben].)

Zum Gute gehörte auch eine Wildbahn, doch erfreute sie sich keiner besonderten „consideration“ (Bedeutung), „weilen dieses Gut zu nahe an Breslau gelegen, mithin das wenige kleine Wild von denen Raubschützen nicht verschonet bleibt“.

Die Fischerei in der Lohe scheint nicht sehr einträglich gewesen zu sein.

Die Wiesen waren sehr den Überschwemmungen der Lohe unterworfen und für das Vieh nicht ausreichend. So mußte denn die große „Grabischer Wiese" von Groß-Tschansch mit vielen guten Fuder Heu herhalten.

Während die herrschaftlichen und die Gemeinde-Pferde und -Kühe auf dem Brachfelde und nach abgeräumten Grummet auf den Wiesen gemeinsam gehütet wurden, lagen für die Schafweide besondere Bestimmungen vor. „Die herrschaftlichen Schafe haben den Vortrieb sowohl im Brach- als Stoppelfelde, nach welchen denen des Erbscholtzens Schafer undt endlich der Gemeinde-Schafer hütet. Vor der herrschaftlichen Lämmer aber ist die Gemeinde schuldig, einen Flecken Weide besonders zu hegen und einzugeben." Das Dominium war an keine Stückzahl gebunden und hatte überall den Vortrieb. Die Frei- und Dreschgärtner hatten mit Kühen, Schweinen und Gänsen ein Mithutungsrecht, die Häusler nur mit Gänsen.

Die Schafzucht ist damals in Gräbschen sehr bedeutend gewesen. Das Dominium überwinterte bis 400 Stück, die Erbscholtisei bis 200 Stück und die Bauern bis 25 Stück. Sämtliche Äcker und Wiesen des Dominiums und Gemeinde lagen im Gemenge untereinander und durften die Äcker nicht anders als nach der Dreifelder-Wirtschaft mit sehr eingeschränkter Brachbenutzung bestellt werden.

Da in der Zeit der Erbuntertänigkeit der Bauer „Hand- und Roßdienste" für das Gut zu leisten hatte, bestand das Gesinde des Gutes nur aus dem Vogt, dem Groß- und Kleinknecht, Groß- und Kleinjunge, Gr. Magd, Kl. Magd, Gänsemädel, Schleußerin und Pachterin. Die Mägde hatten im Winter „flachsen und wercken garn" (feines und grobes Garn) für die Herrschaft zu spinnen.[1])

---

[1]) In den ältesten Aussetzungs-Urkunden der Dörfer nach deutschem Recht ist nirgends von einer gutsherrlichen Gewalt die Rede, welche sich der ursprüngliche Gutsbesitzer über den von ihm ausgesetzten Acker oder die vom Schulzen ausgesetzten Bauern vorbehalten hätte.

In den Tausenden von Urkunden der früheren Zeit ist so gut wie nirgend irgend ein Hinweis darauf aufzufinden, daß die Dörfer, welche nach deutschem Recht ausgesetzt waren, ursprünglich, wenn überhaupt je, sicher höchst selten, zu Frondiensten verpflichtet waren.

Die erste Erwähnung von Diensten für die Herrschaft ist 1269 beurkundet für das Dorf „Tauer" und 1283 für die Dörfer „Gleinau" und „Dombsen" bei Leubus, wo 3 Tage Ackerdienste gefordert werden. (Stenzel.)

Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts war die Lage der schlesischen Bauern noch erträglich, die von ihnen geforderten Dienste blieben gering und beliefen sich höchstens auf 3 Tage Ackerarbeit.

Im 15. Jahrhundert wurden die Verhältnisse schon drückender. Allmählich legten die Fürsten und Grundbesitzer den Bauern immer größere Lasten auf. Was anfänglich auf Bitten freiwillig geschah, das wurde allmählich durch Gewohnheit und Gewalt bleibend. Da die Fürsten und Grundbesitzer zugleich die Richter über die Bauern waren (als Oberrichter Richter über „Hals und Hand", mit dem Rechte „zu hängen und zu blenden"), so kann man begreifen, wie

Die Größe des Dorfes und die Art der Bewohner mögen folgende Angaben veranschaulichen:

1743 spricht das Dorfbuch von 16 freien Bauern, 3 Freigärtnern, 8 Hofegärtnern, 7 Angerhäuseln und Hausleuten.

1794 werden in der „Beschreibung von Schlesien" aufgeführt 1 herrschaftliches Dorwerk, 1 Kretscham, 1 Scholtisei, 15 Dienstbauern, 4 Frei- und 8 Dreschgärtner, 17 andere Häuser, überhaupt 47 Feuerstellen und 285 Einwohner, worunter 1 Branntweinbrenner, 1 Fleischer, 3 Leineweber, 1 Rademacher, 1 Schmied.

1812 führen an 1 Dominium, 16 Bauern mit Erbscholtisei, 5 Freigärtner, 3 Häuslerstellen, 1 Windmühle.

1825 steht im Vermessungsregister 1 Dominium, 14 Bauern mit Erbscholtisei, von den „Kleinen Leuten" 9 Dreschgärtner, davon nur einer mit Namen genannt, 1 Gemeindeschmiede, 1 Windmüller. Besitzer des Dominiums Kammerherr v. Mens. Das herrschaftliche Dorwerk betrug 8 Hufen, die 16 Bauerngüter mit der Erbscholtisei 32½ Hufe und zwar Christoph Sauer, Kgl. Post-Kommissarius, Erbscholtisei 5½ Hufe, Bauer Schreyer 2, Witwe Scholz 2, Nr. 31 1, Bauer Engel 1½, Bauer David Pohl 2¼, Bauer Gottlieb Langner 2¼, Bauer Gottlieb Adam Scholz 2¾, Bauer Gottfried Sauer 2¾, Heinrich Scholz 1½, Bauer Christoph 3½, Bauer Witwe Schreyer 2, Bauer Gutsmann 2, Bauer Ehrenfried Sauer 1¾ Hufe.[1])

In Morgen und Quadratruten war der Besitz folgendermaßen verteilt: Dominium 440—177, Erbscholtisei und Bauern 2115—17, Kleine Leute 12—141, Gemeindegräserei 16—164, unbrauchbares Terrain 23—156, Fleck am Hirtenhause —50. Summa totalis: 2609—165, davon fielen auf Wiesen 319—016, so daß die Größe der Äcker betrug 2290—149. Als gemeinsame Gebäude werden aufgeführt: 1 Schule, 1 Schmiede, 1 Hirtenhaus und 1 Spritzenhaus. Schmiede und Gemeindehirtenhaus waren ausschließlich Eigentum der Bauernschaft; auch zur Unterhaltung trug die Herrschaft nichts bei. Aber für die Unterhaltung des Schul- und Spritzenhauses und der Brücken mußte auch die Herrschaft zahlen.

1830 werden angeführt 44 Hufe, 1 herrschaftliches Wohnhaus, 1 Freischoltisei, 1 Dorwerk, 1 Branntweinbrennerei, 1 Roßmühle, 1 Windmühle, 1 Ölpresse, zeitweise 2 Ziegeleien — dazu kamen die Kolonie- oder Mühlhäuser, 2 im Süden ($^1/_8$ Meile) gelegene Häuser. Als Besitzer des Gutes wird Geheimrat Mens angegeben.

---

die Bauern, als Untertanen ihrer Obergerichtsherren allmählich zu Leibeigenen hinabsinken mußten.

Die Gerichtsordnung für die Breslauer Landgüter vom 26. 4. 1745 führt an strafbaren Handlungen und Strafen folgende auf: „Haareraufen, Ohrfeigen, Kannenwerfen, trockene Schläge, Auflauern und Beleidigen werden mit 1 Taler bestraft, blutig- oder blauschlagen, Degen- und Messerziehen mit 2 schweren Schock Groschen, Versäumnis der Kirche, der Beichte oder Zurückhaltung der Kinder von der Schule aber mit 3 schweren Schock."

[1]) Hube oder Hufe war ein Landstück, das mit einem Pfluge bearbeitet werden konnte. Die kleine oder flämische Hufe betrug 16,8 Hektar, die große oder fränkische 25,2 Hektar.

Das Dorf hatte 420 Einwohner, davon 125 katholische, 1 evang. Schule, 1 Lehrer, der Grundherr war Patron. Die Evangelischen gehörten zu St. Salvator, die Katholischen zu St. Nikolai. Der Kirchhof zu St. Nikolai diente Evangelischen und Katholischen.

1831 im Rezeß finden wir 1 herrschaftliches Dorwerk, 16 Bauerngüter und einschließlich Erbscholtisei, 5 Freigärtner mit Kretschmer, 8 Dreschgärtner oder Hofegärtner, 3 Häusler, 1 Windmühle, 1 evang. Schulstelle, 1 Schmiede, 1 Hirtenhaus, 1 Spritzenhaus.

1845 werden 47 Feuerstellen angegeben, 397 Bewohner, davon 76 katholisch.

1871 nach einer Volkszählung. Wohngebäude 61, Einzelhaushaltungen 3, Familienhaushaltungen 223, männliche Personen 553, weibliche Personen 539, zusammen 1072, ortsgebürtig 419. Preußen 1071, Nichtpreußen 1, evang. 813, kath. 259, unter 10 Jahren 294, über 10 Jahren konnten lesen und schreiben 702, Analphabeten 76, blödsinnig 1, ortsabwesend 5.

Um 1880 etwa 1300 Einwohner.

1885, die Angaben beruhen auf der Volkszählung vom 1. 12. 1885. Ackerland 415 Hektar, Wiese 51 Hektar, Holzungen —. Der Grundsteuerreinertrag betrug vom Hektar für den Acker 39,17 M., für die Wiesen 37,60 M. Als Kirchspiele wird für die Evangelischen angegeben: St. Elisabeth, für die Katholischen Corpus Christi. Wohngebäude werden 86 gezählt, Haushaltungen 356. Die ortsangesessene Bevölkerung betrug 1653, davon waren männlich 758, weiblich 895, aktive Militärpersonen —, evangelisch 1201, katholisch 452.

1900 in der Gemeinde 2500, im Gut 200 Menschen.

1908 etwa 3000 Einwohner.

1911 Eingemeindung in der Gemeinde 2474 Einwohner, im Gute 399.[1])

---

[1]) Nach dem Reichsadreßbuch und dem Breslauer Adreßbuch wies die Vorstadt Gräbschen 1934 folgende industrielle und gewerbliche Betriebe auf: Schankstätten 9 — Bäckereien 8 — Fleischereien 6 — Frisöre 10 — Drogen 5 — Apotheken 1 — Sattler 2 — Automobilfuhrwesen 4 — Gartenbaubetriebe 4 — Blumenhandlungen 1 — Großgeflügelzucht 1 — Bautischlerei 1 — Betonwerksteinfabrik 1 — Holzbearbeitungs- und Holzwarenfabrik 3 — Sargfabrik 1 — Fruchtsaftfabrik 1 — Puddingpulverfabrik 1 — Eisenbeton 1 — Eisengießerei 1 — Eisengroßhandlung 1 — Emaillewarengroßhandlung 1 — Bindegarn und Faden 1 — Bürstenfabrik 1 — Automobilteile 1 — Karosseriefabrik 1 — Kartoffelgroßhandlung 1 — Kesselschmiede 1 — Klempner 1 — Küchenmöbelfabrik 1 — Kupferschmiede 1 — Lumpengroßhandlung 1 — Maler 2 — Küchenmaschinenfabrik 1 — Matratzenfabrik 1 — Metallhütte 1 — Möbelfabrik 1 — Motorstraßenwalzen 1 — Pflugfabrik 1 — Dampfwaschanstalt 1 — Wurstfabrik 1 — Zahnräderfabrik 1 — säurebeständige Armaturen 1 — Schlosserei 2 — Schmiede 2 — Schuhmachermeister 2 — Spediteure 2 — Speiseeisfabriken 1 — Steinmetzer 3 — Stellmacher 1 — Papierfabrik 1 — Bananen-Großhandlung 1 — Sackgroßhandlung 1 — Vulkanisieranstalt 1 — praktische Ärzte 4 — Zahnärzte 2 — Dentisten 2 — Hebammen 3.

Als noch in Gräbschen die Erbuntertänigkeit der Bauern herrschte, gab es eine „Gräbscher Zins- und Robot-Tabelle über die von der Gemeinde jährlich dem Fürstlichen Stift St. Vincenty schuldige Zinsen, Hand- und Roßdienste". (Robot-Arbeit.) Nach dieser Aufstellung hatten die Bauern folgende Lasten zu tragen:

Der Erbscholze durfte sich größerer Freiheit als alle andern Bauern erfreuen. Von seinen 5¼ Hufen besaß er 3⅛ frei von allen Zinsen und Roboten. Dafür hatte er

1. die Gerichte zu verwalten,[1])
2. beim Dreiding der Grundherrschaft eine Mahlzeit auszurichten,
3. für die Herrschaft ein Lohnpferd zu halten,
4. für die herrschaftlichen Pferde ⅙ Schock gutes Stroh zur Siede,
5. für das Sift ⅙ Schock Kraut,
6. für die freie Schaftrift Ostern ein „Suglamb" (Lämmchen) zu leisten.

---

[1]) Es gab damals eine dreifache Gerichtsbarkeit: 1. das niedere Gericht (indicium inferius), das der Scholze des Dorfes abhielt, 2. Das Vogtding (supremum indicium), das das Kloster als Grundherr abhielt. 3. Das Landding (index provinciales), das der Herzog abhielt. Die Sachen, die an Hals und Hand gingen, standen nur dem Landesherren zu. Der Abt von St. Vinzent kam dreimal im Jahre nach Gräbschen, um das Vogtding abzuhalten. (Dreiding.) Die geistlichen Stifter strebten nach der Erlangung der Blutgerichtsbarkeit. Dem Bistum Breslau gelang der Besitz dieser landesherrlichen Gewalt im 14. Jahrhundert.

Am Beginne eines jeden Gerichtstages oder Dreidings wurde der Gemeinde folgende Rügung abgefragt: „Scholtz, Scheppen und Ir Gemeine seit Ir alle zur Stelle, hat ein Jeder seinen Nachbar bei sich, Ich gebe euch auff auff euern Aidt, den Ir Gott und Euer Natürlich Erbschafft, Weib und Kindt schuldigk seidt das Ir die Warheit wollet Redenn und sagenn, ob euer irkeiner under euch wer oder Jemanden im Dorffe wüßte, der gewalt, fridebruch, Zetergescgrey, ein lauff, Mordt, Brandt, Nottzogk, Deube oder ander gewalt geübet oder gethan hette oder aber hirzu Radt, Hülffe gethan und denn gerichten zu Abbruch vorschwiegen, auch so Ir wüßte falsch wege, stege, steine, grentzen, unrechte Wasserleufte, wes schaden es gesein möge, zu Abbruch der Herschaft und Nachteil der gemeine oder denn gerichten, wollet das sagen und nit verschweigen, Ist es heimlich, so brengets heimlich vorfür, Ist es offentlich, so brengets öffentlich für und sollt das nit lassen, weder durch leute freundtschafft, feindschafft, gifft oder gabe, noch sonst durch keiner sache willen, als euch gott helffe und seyn heyliges Evangelium und so Ir keiner under euch her nachmals erforschett überkomen würde, der umb solch unrecht gewußt und diß verschwigen, der sal als ein Meineider seine stoffe nit missen. Derohalben liben leute gehett in die gemeine Rügungk und Rüget, auch entledigt euch als biderleut Eures Aides. Seit auch nit lange, komptt wieder."

Die Grundherrschaft war bestrebt, die abgabefreien Scholtiseien zu zerschlagen und aus den abgeschlagenen Stücken neue Stellen zu schaffen, die dann aber abgabepflichtig waren. So wurden 1456 2 Freihuben der Scholtisei Gräbschen zu einem Freigut gemacht.

Die Erbscholtisei war die heutige Gräbschener Straße 234—236.

Der Bauer besaß sein Besitztum als sein Eigentum. Er konnte es an seine Kinder vererben. Er war ein freier Mann auf seiner Stelle, doch hatte er an das Stift Abgaben an Geld, Lebensmittel zu leisten und persönliche Dienste zu verrichten. Es waren folgende Abgaben und Dienste zu leisten:

1. Grundzins an Geld (für 1 Hube 3 1/6 Taler schlesisch).
2. Feldzehnt an Geld (der Feldzehnt bestand zunächst in der zehnten Garbe; da die Abfuhr des Getreides viel Mühe und Arbeit verursachte, öfters das Getreide auf dem Felde lange verbleiben muße, daraus dann durch Ungewitter viel Schaden geschah, wurde „der Bauern demütiges Bitten erhöret" und von 1398 an der Feldzehnten in Geld abgelöst).
3. Wachegeld.
4. Für jede Hufe ein Schaf, da aus „sonderbarer Gnad erlaubet", auf jeder Hube 25 Stück Schafe zu halten.
5. Für jede Hube ein erwachsenes Huhn.
6. Für jede Hube ½ Schock Stroh.
7. Für jede Hube ½ Schock Kraut.
8. Ein Stück „wercken garn" spinnen.
9. Drei Kloben Flachs „rumpeln" (2 Hamfeln Flachs waren eine Reiste, 30 Reisten ein Kloben).
10. Ackern. Für 1 Hube 10 Beete zur Wintersaat, 10 Beete zur Sommersaat.
11. Für jede Hube 2 vierspännige Fuder Heu für das Dominium und 3 vierspännige Fuhren Dünger fahren.
12. Das herrschaftliche Getreide auf den Markt nach Breslau fahren.
13. Die Sommer- und Winterwolle auf den Markt nach Breslau fahren.
14. Alle erforderlichen Baufuhren machen.

Dazu kam noch, was die Gemeinde für die Stifts-Kanzelei, an Botengeld und Einquartierungen aufzubringen hatte.

Wurde ein Bauernhof vererbt oder verkauft, so mußte vom neuen Besitzer das „Laudemium" gezahlt werden von nicht freien Leuten der Markgroschen.

An Freileuten gab es mit dem „Freukretschank" (Kretscham) 5. Der Freikretscham war von allen herrschaftlichen Zinsen, Diensten, Roboten frei, er zahlte nur das Wachegeld und das Laudemium. (Der Gerichtskretscham steht noch heute Gräbschener Straße Nr. 259—263.)

Die Freileute waren von allen herrschaftlichen Handdiensten und Roboten frei, „außer bei herrschaftlichem großen Bau oder sonst einkehrender Not Handdienste gegen Lohn zu tun".

Die Hofegärtner sitzen auf ihren erblich erkauften Hofegärtnerstellen. Sie zahlen der Gutsherrschaft einen Grundzins, Wachegeld, 2 Hühner, 1 Stück flachsen Garn, rumpeln 4 Kloben Flachs und brechen 3 Kloben. Sie verrichten alle Arbeiten bei der

Herrschaft, wie Ernten, Dreschen, Heuen, Schoben setzen, Düngerarbeiten, „die Klöße zu zerschlagen und die Quecken von den Äckern abzurechen“ gegen Lohn.

Die Angerhäusler wohnen in Häusern, die von der Erbscholtisei, von Bauerngütern und Hofegärtnern durch besonderen Kauf abgesondert werden können und besondere Hausnummer tragen. Der Zins wird von dem Bauerngut usw. gezahlt. Die Inwohner entrichten nur ein Freischutz- und Wachegeld. Der Gemeindehirte und der Gemeindeschmied wohnten in solchen Angerhäusern.

Die Auszugshäusel tragen keine besondere Nummer. Ihre Inwohner sind von den Diensten und Roboten frei.

Die Hausleute. „Diese, weilen sie entweder wegen ihrer schwachen Leibes Konstitution zum herrschaftlichen Dienst untauglich oder wegen großer Armut ein Schutz- oder Freigeld zu geben unmöglich sein, als ist von der Grundherrschaft hierinfalls wohl nachzusehen, damit das Armut nicht gedrucket, die Grundherrschaft auch nicht leiden tue: Mithin ist mit den Schwachen und zugleich Armen ein christlich Mitleiden zu haben und ihnen in ihrer äußersten Not beizuspringen.“ Wer aber noch etwas leisten kann, soll ein kleines Schutzgeld zahlen oder 1 Stück Garn spinnen.

Aber schon damals gab sich niemand gern freiwillig zur Steuerzahlung an, selbst den Angaben von Scholzen und Gerichten glaubte der Renten-Einnehmer nicht immer glauben zu können (das manche Inwohner aus „sonderbarer privat affection verschwiegen“ werden), darum hatte er das Recht, sich unter der Hand zu „informieren“ und „register“ einzufordern. In der pünktlichen und gewissenhaften Zahlung und Ablieferung der Steuern und Abgaben an das Vinzenz-Stift muß aber das Dorf Gräbschen in alten Zeiten eine rühmliche Ausnahme gemacht haben, denn der Prälat vom Vinzenz-Stift gab alljährlich den Bauern von Gräbschen als Anerkennung pünktlicher Steuerzahlung einen Schmaus.

Als 1810 die Güter des Stifts in die Hände des Staates übergingen,mußte auch diese Angelegenheit geregelt werden. Dazu wurde folgendes Protokoll aufgesetzt: „Von Scholz und Gerichten zu Gräbschen wird hiermit pflichtgemäß und gewissenhaft angezeiget, daß nach Aussage der ältesten unserer Dorfbewohner sei ihrem Denken und zwar soweit hinaus sie es wissen können, noch lange vor dem siebenjährigen Kriege, der Bauernschaft zu Gräbschen von der gnädigen Grundherrschaft, am Tage, wo sie sämtliche ihre zu zahlende Grundzinsen und übrigen Ehrungen abfuhren, sie jederzeit treu erfüllten Dienst und redlich und prompt geleisteten und abgeführten Zinsen und Ehrungen, alljährlich ein tractamento oder Essen als ein Gratiat abgereicht und das seit der Belagerung Breslaus im letzten Kriege statt dessen von einer gnädigen Obrigkeit obgedachter Bauernschaft alljährlich 15 Reichstaler vergütigt wurden.“

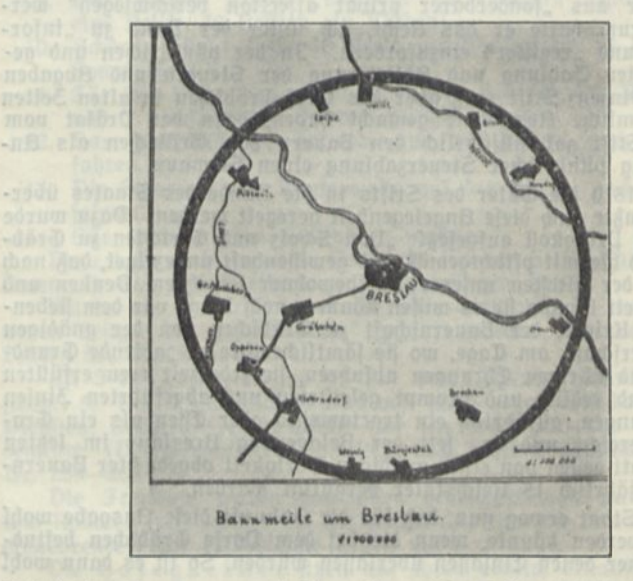
Der Staat erwog nun, daß für die Zukunft diese Ausgabe wohl erspart werden könnte, wenn die bei dem Dorfe Gräbschen befindlichen Äcker denen Einsassen überlassen würden. So ist es dann wohl auch gekommen.

Über die Erbscholtisei und den Kretscham liegen noch besondere Aufzeichnungen vor. Am 27. September 1649 schließt Abt

Norberto vom Vinzenzstift einen Vertrag mit dem damaligen Scholtiseibesitzer Michael Pohl. 1655 wird ein Freibrief dem



Gerichtskretscham.



Christoph Sauer ausgestellt. Am 15. Juli 1680 verpfändet Michael Pohl der Jüngere den Kretscham an das Vinzenzstift für 400 Taler. 1694 wird er aber gegen Zahlung von 900 Talern

wieder mit allen Gerechtsamen zurückgegeben. Als solche Gerechtsame werden 15. Dezember 1752 von Abt Arnold genannt: Freier Birschank, frei Schlachten, Backen, Branntweinbrennen und Schänken. Wegen des Meilenrechts. (Nach altem Recht durfte in einem Umkreis von einer Meile um Breslau — die Bannmeile — nur von städtischen Gewerbetreibenden Ware verkauft werden), durfte Gräbschen kein im Stift gebrautes Bier, sondern nur Stadtbier ausschänken. Das hat immer wieder das Stift veranlaßt, sich an die „Ratmannen" der Stadt Breslau mit der Bitte zu wenden, daß auf dem Stiftsgute Gräbschen Klosterbier „verschrotet" werden darf.[1])

---

[1]) **Der Pfaffenkrieg in Breslau.** (1380.)

Das Bier hat im wirtschaftlichen Leben stets eine große Rolle gespielt. Ein bestimmtes Bier auszuschenken war oft ein besonderes Recht. Auf der Umgehung dieses Rechtes lagen dann hohe Strafen. Die Stadt Breslau verschenkte im Rathaus-Keller das Schweidnitzer Bier. Es war ein Abkommen zwischen der Stadt und dem Dom geschlossen worden, daß die Domherren das Schweidnitzer Bier trinken durften, es aber unter keinen Umständen gegen Geld ausschenken durften. Als das aber wieder einmal geschah, wurde eine ganze Wagenladung Schweidnitzer Bier, die an den Dom bestimmt war, den „hohen Priestern vor dem Munde weggefischt" und der Stadt übergeben. Dafür wurde nun die Stadt mit dem Interdikt belegt. (Es fand kein Gottesdienst mehr statt und keine kirchliche Handlung.)

Am 27. Juni 1380 ging es sehr festlich in Breslau her. König Wenzel (Sohn Kaiser Karl IV., 1346—1378) zog in Breslau ein. (Schlesien stand von 1327—1437 unter böhmischen Königen.) Er wollte den Streit zwischen der Geistlichkeit und der Bürgerschaft wegen Wegnahme des Schweidnitzer Bieres freundlich beilegen. Das Domkapitel aber hob den Bann nicht auf. Da ließ der König den Oberen des Sandstiftes und 6 Geistliche gefangensetzen. Der Abt von St. Vinzenz entfloh mit allen Geistlichen nach Polen. Nun aber geriet der König in Zorn. Er ließ alle verlassenen Klöster plündern. Mit Beil und Brechstange wurden die Gebäude durchsucht. „Türen, Fenster, Öfen, Tische, Stühle, Gemälde usw. wurden in Stücke geschlagen. Um die vielen Kostbarkeiten, aus Gold, Silber und Kleinodien bestehend, gab es blutigen Zwist". „Die Böhmen kleideten sich mit den Domherrnkitteln, Meßgewändern, Chorkitteln und zogen in theatralischem Pomp, lustige Lieder singend, vom Dome in die Stadt, um den Markt, wo sich eine große Menge der Einwohner versammelt hatte, das komische Schauspiel mit anzusehen."

Die Geistlichkeit mußte den Kirchenbann wieder aufheben. Dieser merkwürdige Aufstand gegen die Geistlichkeit wurde der Pfaffenkrieg genannt.

(Welche hohe Bedeutung man einst der Kunst des Bierbrauens zusprach, geht aus folgenden Worten des schon genannten Arztes Kundmann hervor, der „von der göttlichen und edlen Gabe der philosophischen, hochteuren und wunderbaren Kunst, Bier zu brauen", spricht.)

In der „Grabscher Zins- und Robottabelle über die von der Gemeinde jährlich dem Fürstlichen Stift St. Vincenty schuldige Zinsen, Hand- und Roßdienste“ von 1743 sind folgende Namen von Gräbschener Bauern aufgeführt: Gehmich, Scholz, Fleischer, Mischke, Babisch, Bittner (Bittnerin), Fechner (Fechnerin), Bernhard, Baumgarten, Gruttke, Pohl, Weigelt, Schadel, Stache, Daniel, Begina, Sauerin, Lindner, Anna Rosina Scholtzin, Gernoth, Niertel, Schreyer, Bernhart (Berhardin). Klinckert, Engel, Eliss Sauer (kgl. Preuß. Posthalter). Von Freileuten: Schittler, Puffen; von Hofegärtnern: Maria Mitwochin, Puffke, Malischke, Schadel, Senft, Lippert, Kluge, Klantz, Rättig, Loßärcke, Grabel.

Auch den Bauer in Gräbschen kam seine Befreiung von der Erbuntertänigkeit teuer zu stehen. Dafür, daß das Dominium seine Schafe nicht mehr auf den Feldern der Bauern hüten durfte, bekam es von dem Dorfe 48 Morgen Ackerland 1. Güte. Der Erbscholze erhielt 11 Morgen. Dafür, daß das Dorf dem Dominium nicht mehr zu dienen und Zinsen zu zahlen braucht, gibt es als Ablösung 88 1/8 Morgen.

Im Anschluß an die neue Landverteilung wurden neue Wege (Viehtriebe) angelegt. Unter anderen die Ledeborntrift 1831, drei Ruten breit. Zu gleicher Zeit wurde eine Sandgrube ausgeworfen am oberen Weg, heute Kürassierstraße, gegenüber Nr. 129/131, und eine Kiesgrube auf den Pollackenstücken, heute Eingang zum Friedhof Gräbschener Straße, gegenüber Verbrennungshalle. Lehmgruben wurden nicht angelegt, da jeder Besitzer auf seinem Grundstück solchen in Menge findet.

Unter den Wirren des 30jährigen Krieges hatte auch Gräbschen zu leiden. Aus einer „Spezifikation, was bei den Gütern Gräbschen, Gr. Tschansch und Schwentnig von 1632—1635 sowohl wegen der Wirtschaften als Kriegsschulden und anderem erlitten und aufgangen“, läßt sich ein Einblick tun in die verwilderten Zustände jener Zeit. Stehlen und Plündern der durchziehenden Truppen war an der Tagesordnung, ob es nun die Schafe von der Weide und „Süglinge“ (Lämmchen) waren, oder Federvieh samt Käse, Butter und Sahne, das war gleich. Als einmal ein Obrist sein Hauptquartier in Gräbschen mit 34 Roß und 15 Personen genommen, da wurde das Gesinde geschlagen und alles „umgebrochen“, wenn nicht gleich, was er wollte, zur Stelle war. Das beste Stroh haben sie weggenommen und unnützlich vertan. Einmal waren die Kalksteinischen da mit 30 Pferden und 24 Personen, Herzog Franz Albrecht von Dessau mit 50 Roß und 30 Personen, ungemustert Volk 5 Kompagnien und andere mehr, „deren Namen und Regiment nicht konnte erfahren werden“.

Da Breslau selbst, als befestigte Stadt, von Einquartierungen und durchziehenden Truppen verschont geblieben war, wurden zeitweilig die Pferde und das Getreide von Gräbschen in der Stadt in Sicherheit gebracht. Das kostete natürlich Geld. Da der Dorfschmied keine Kohlen hatte, mußten die Schmiedearbeiten in der Stadt gemacht werden. Auch gebacken wurde in der Stadt. Das in die Stadt gefahrene Getreide ist von „convoyen und guardis“ beschützt worden. Trotz „guardis“ sind die Arbeiter vom Felde vertrieben und das Getreide geraubt worden. Die Arbeitskräfte

waren teuer; vor jeder Arbeit mußte erst über den Lohn verhandelt werden. Durch Krankheiten und Seuchen war „der Hof so sehr infiziert gewesen", daß niemad mehr drin essen wollte. Anstelle der Beköstigung bekam das Gesinde Geld, was dem Gute sehr teuer kam. Als einmal gerade gute 60 Schock Hafer auf dem Felde standen, da kamen 40 Bagagewagen, die nach Schweidnitz zogen und hielten im Dorfe Nachtlager. Die nahmen 12 Schock Hafer, verfütterten und zerstreuten ihn und luden nächtlich auf, soviel sie konnten. Weil die Hirten durch „Infektion" weggestorben waren, sind noch an den Rest des Hafers die Schweine gekommen.[1])

Die Nähe Breslaus hat Gräbschen vielleicht vor noch größerer Not des langen Krieges bewahrt.

---

[1]) Über die schrecklichen Zustände in Breslau während der schlimmsten Jahre des 30 jährigen Krieges erfahren wir aus einem Gedichte, das einer Druckschrift vorangestellt ist, die 1634 dem „Edlen Gestrengen Ehrenwerten Hoch- und Wollbenambten Hoch- und Wol-Weysen Rath der Stadt Breßlaw" überreicht wurde.

Im folgenden seien einige Stellen daraus angeführt:

Wenn man in Schlesien in Dörfern, Städt und Flecken
sich jetzt umschaut hilf Gott, was not sich tut entdecken.
Was vor Angst und vor Kreutz entsteht bei dieser Stadt,
daß vor weit 100 Jahren man kaum erfahren hat.
In dem Mars (Krieg) auf den Hals uns nah herbei ist kommen
die Teurung und die Pest hat überhand genommen,
wüten und toben sehr mit greulichem Verdruß,
da denn ohn Unterschied manch Mensch herhalten muß
der Lehr-Wehr-Nährstand ist mit plündern und mit morden
nunmehr durchs ganze Land schmerzlich zerrüttet worden.
Was sich salvieret (geflüchtet) hat geflohen in die Stadt,
die Pest dasselbige ganz weggeräumet hat.
Da hat man hin und her betrübet sehen liegen
gar mancher Mutter Kind in letzten Todeszügen,
aus Hungersnot und Pein sind etliche verschmacht,
da keins dem andern hat von Labsal was gebracht.
Teils tote Leichen auch wie männiglich tut wissen,
die haben manchen Tag unverscharrt liegen müssen
im Bett und in dem Bocht, wo sie verstorben sein.
Welchs manchem Christenherz gebracht hat große Pein. — —
Wenns dunkel worden ist und sechse hat geschlagen
hat man bald hören fahren den Karrn und Spittelwagen,
drauf Menschen groß und klein geladen worden sein,
die zugebracht ihr End vorhin geschlafen ein.
Wenn Manches heute ist zu Grabe mitgegangen,
dem hat man morgens früh bestallet mit verlangen
den Sarg und auch das Grab, ja welch Mensch es bestellt,
hat gleichfalls Abends auch gesegnet diese Welt.

Als schlimmste Pestjahre galten für Breslau: 1542 mit 4274 Toten, 1568 mit 9251 Toten und 1633 mit 13 231 Toten.

Auch in den schlesischen Kriegen mußte Gräbschen Kriegssteuern zahlen und Abgaben an Naturalien machen; aber diese Steuern waren geregelte Zahlungen. 1741 wird eine besondere Abrechnung mit Schulenbergs Jägern erwähnt.

Es sind meistens Grenzstreitigkeiten, was uns die alten Schriften über Gräbschen vermelden. Bald handelt es sich um die Lohe, bald um andere Grenz-Gräben, einmal geht der Streit, „der viel beklagte", zwischen dem Abte von S. Vinzent und dem Abt von Unseren lieben Frauen auf dem Sande, ein andermal zwischen Gräbschen und Goiwitz oder Opperau oder Wenigen-Burg (Kleinburg). Man wirft sich gegenseitig vor, daß man nicht für richtigen Abfluß der Gräben sorgt in der Loheniederung (wegen „plötzlicher Auftauung und öfteren Ergießung" der Lohe eine gewiß sehr wichtige Sache), daß man sich das Gras auf den Dämmen widerrechtlich aneignet und ebenso widerrechtlich die Weiden an den Gräben abholzt. Jede Partei ist überzeugt, daß das Recht „sonnenklar" auf ihrer Seite ist. Die Stadt Breslau wird angerufen, und dann ergeht feierlich der Beschluß: „Wir Ratmannen der Stadt Breslau und von königlicher Gewalt von Böhmen haltende und verwesende die Hauptmannschaft von Breslau bekennen und tun kund", das meistens darauf hinausläuft, daß es so gehalten werden soll wie „seit ewigen Zeiten".

Einen ganz besonderen Rechtsfall bildete die Opperauer Brücke über die Lohe. Vormals ging hier nur ein Fußsteg über die Lohe, 1647 erbaute Hans Hentscher, Einwohner von Opperau, die Brücke. Die Brücke wurde durch einen Schlag verschlossen, denn über die Brücke führte kein öffentlicher Weg. Öffentliche Straße war die sogenannte „Hohe Straße" bei Bettlern. Für den Brückenschlag hatten Opperau und Gräbschen je einen Schlüssel. 1672 war die Brücke eingegangen. Die Opperauer wollten sie neu erbauen. Weil sich aber der Bau verzögerte, baute der Prälat von Vinzenz auf „seine Spesen". Auch er errichtete einen Schlagbaum. Der Schlüssel wurde aber dem Scholzen von Opperau nur unter der Bedingung überlassen, daß er ihn keinem anderen Opperauer Bewohner leihen dürfe. Auch wurde den Opperauern der Weg durch das Dorf Gräbschen verwehrt. Die Opperauer warfen nun einen Graben auf der Wiese des Stifts auf und verschlagen das Schloß des Schlagbaums. „Dadurch nun eitel Unnachbarliches und Unfreundliches Vernehmen verursachet worden".

Im letzten schlesischen Kriege mußte die Brücke wiederum abgebrochen werden (Beverische Bataille)[1]. Der Landrat ließ zum Bau der neuen Brücke beide Gemeinden zahlen. Doch Gräbschen weigerte sich, seinen Beitrag zu entrichten, da es die Brücke nie benutzt hätte, sondern sich sein Heu durch eine Furt geholt hätte. Diese Auseinandersetzungen führten zu einem sechsjährigen Rechtsstreit von 1771—1777.

b) Flurnamen in der Feldmark Gräbschen.

Die Gemarkung war eingeteilt

1. in das Kleine-Feld. Es war der nördliche Teil der Feldflur, der heute hauptsächlich von Linke-Hofmann eingenommen wird.

---

[1]) Kampf vor Breslau 1757.

Die Grenze im Norden bildete der Rüstern und Pfeffergraben. Durch das kleine Feld flossen in der Richtung auf die Stadt der Mittelgraben und der Gänsegraben.



Gräbschener Str.



Henningstr.

2. das Mittel-Feld. Es lag im Westen zwischen Dorf und Lohewiesen.

3. Das Große-Feld zwischen dem Dorfe und den Grenzen von Krietern und Klettendorf.

4. Die Dörren zwischen Lohe-Wiesen und Groß-Mochbern.

5. Die Lohe-Wiesen. Dem Laufe der Lohe folgend finden wir die Namen: Die 10 Morgen-Wiesen, die Hinter-Wiesen, die Roß-Gärten (heute die schöne waldähnliche städtische Eichenpflanzung mit Sportplatz) und die Krummen-Wiesen.

Innerhalb der Feldflur führten kleinere Stücke noch besondere Namen. Auf die Beschaffenheit des Bodens weisen hin: Die Sände (heute Gelände von Schwerin und Söhne, Schrebergärten Mühlberg und nördlicher Teil von Friedhofsteil 2), die Hinter-Sände (der



Adolf-Weiß-Straße.

südlichste Zipfel der Gemarkung M. Bl. 123,8), die Großen und Heidestücke (zwischen Kl. Mochberner Str. und Kl. Mochbern, heute Gelände der Kleingartensiedlung Kl. Mochbern, M. Bl. 119,1) die Zugaben, nördlich der Heidestücke, die Goiwitzer Berge (heute eingenommen von der Eichbornsiedlung bis zur Hochwaldstr.). Auf die Flureinteilung weisen hin: Die Halben Hufen, an der Grenze von Siebenhufen. Neben ihnen und der Ortschaft lagen die Stadt-Fleckel, zwischen der Gräbschener Str. und den Goiwitzer Bergen die Büschel-Stücke, heutige Eichbornsiedlung nördlicher Teil und Hardenberghügel. An die ehemalige slawische Bevölkerung im Dorfe erinnert wohl der Flurname Polacken-Stücke (Friedhofsteil 2 südlichster Teil und der Polackenweg heutige Gräbschener Str. von den Friedhöfen bis zur Lohebrücke).

In den Hinter-Sänden finden wir einen Kiefern-Berg, im Großen-Feld ein Birnbaumstück. Heute ist kein Baum mehr in jener Gegend anzutreffen. Ein Galgenstück im Großen Feld wird wohl nur eine Bezeichnung für die Minderwertigkeit des Bodens gewesen sein als etwa eine Erinnerung an eine Gerichtsstätte.

Erwähnt wird noch das Niklas-Stück mit dem Jungfernfleckel, ohne daß es als Einzeichnung in der Flurkarte zu finden wäre.

c) Die Eingemeindung von Gräbschen, 1. 4. 1911.

Schon 1895 war die Eingemeindung von Gräbschen vorgesehen, doch zerschlugen sich die Verhandlungen. Wodurch war denn die Eingemeindung notwendig geworden? Gräbschen war doch bisher ein rein ländlicher Ort gewesen. 1867 erwarb die Stadt Breslau auf dem Gelände des Dorfes Gräbschen 26 Hektar Land zur Anlage von



Gräbschener Str. „Jägerhof".

städtischen Friedhöfen. Damit trat Gräbschen in nähere Beziehungen zur Stadt Breslau. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich Gräbschen zu einer kleinen Fabrikstadt. 1893 wurden das Verwaltungsgebäude, der Wagenschuppen und die Lagerräume der Elektrischen Straßenbahn-Gesellschaft nach Gräbschen verlegt. (Sie war die erste elektrische Bahn in Breslau und wurde 1893 auf den Strecken Gräbschen — Morgenau und Gräbschen — Scheitnig eröffnet. In den ersten Tagen rannten wir Kinder

bei dem Klingelzeichen der Bahn an die Straße, um den elektrischen Wagen zu bestaunen. Ein von den Jungen damals vielbegehrter Beruf war der des „Ritschelschiebers". (Ritschel-Ritze-Rinne-Schiene.) Wir fuhren mit einer Latte in der Schiene entlang und hoben den Schmutz heraus. - 1923 ging diese private Bahn in den Besitz der Stadt über.)

Die Anlage von Fabriken hatte wieder eine stärkere Bebauung zur Folge. Und zwar wurden vielstöckige Mietshäuser gebaut. Bei der Unterbringung der Menschen in diesen Wohnkasernen kümmerte man sich leider nicht um gesunde Lebensbedingungen für diese Menschen. Die Häuser hatten keine Wasserleitungen, Trink- und Wirtschaftswasser mußte aus Brunnen von der Straße geholt werden. (Siehe den Bericht eines Gräbschener Einwohners am Ende dieses Abschnitts!) In der Dürre versiegten die Brunnen. Dann waren die Menschen auf 2 bis 3 Brunnen angewiesen. Lohewasser konnte als Trinkwasser nicht in Frage kommen. Geplant war, eine Kläranlage anzulegen und bei Kosel Tiefwasser-Brunnen, um von dort aus gutes Wasser nach Gräbschen zu leiten. Auch die Entwässerung der Gemeinde muß sehr im Argen gelegen haben, denn, so heißt es, „die Schmutzwässer verpesten zur Sommerszeit die Luft". Die Entwässerung erfolgte noch in offenen Gräben, nur vor den Häusergrundstücken war kanalisiert. (Noch 1908 lagen 119 Meter Entwässerungsgraben offen). Die Gräbschener Abwässer entwässerten nach Breslau in einen Hauptabflußgraben, der sich etwa in der Richtung der heutigen Kopischstr., zwischen „Breslau und der Accise des Canther Tores" hinzog.

Nun war in der Zwischenzeit das Gut Gräbschen von einer Terrain-Gesellschaft gekauft worden. Die Gesellschaft rechnete natürlich damit, daß bei einer Bebauung Gräbschens ihre Grundstücke im Werte rasch steigen werden. Die Stadt wollte aber den Versuch einer Eingemeindung Gräbschens nicht eher wiederholen, bis sie sich für ihre späteren Neubauten (Schulen, Krankenhäuser) billiges Land beschafft habe. Sie verhandelte deshalb mit der Terrain-Gesellschaft wegen Landkauf. Die schwierigen Verhandlungen kamen erst 1907 zum Abschluß. Die Stadt erhielt 10 Hektar unentgeltlich und 27 Hektar für 600 000 M. Gräbschen drängte auf die Eingemeindung. In Eingaben wurde darauf hingewiesen, daß die ackerbautreibende Bevölkerung immer mehr verdrängt wird durch die gewerbliche, die Lebensgemeinschaft der Gräbschener und Breslauer Bevölkerung eine immer innigere wird, daß aber auch der Steuerausfall für Breslau durch die Verlegung der Fabriken nach Gräbschen immer größer wird.

Als Besitz der Gemeinde hatte die Stadt zu übernehmen:

Gemeindehaus	15 000 M.	
ev. Schule	60 000 M.	
kath. Schule	12 000 M.	
Begräbnishalle	15 000 M.	
Spritzenhaus	1 500 M.	
Gemeindefriedhof	25 000 M.	(85,79 ar)
Gemeinde-Sandgrube	12 000 M.	(67,89 ar)
Turn- und Spielplatz	3 000 M.	
2 Acker Parzellen	15 000 M.	
1 Fäkalien-Abfuhrwagen	2 100 M.	

1 Leichenwagen . . . . 1 600 M.
(erst seit 1902 angeschafft).
1 Spritze . . . . 1 000 M.

Die Gemeinde war damals groß 526 Hektar 76,30 Ar, das Gut 154 Hektar 59,07 Ar. Die Gemeinde zählte 2500 Einwohner, das Gut 200. Die kath. Schule hatte damals 120 Kinder, die evgl. Schule 390 Kinder.

Diesem Eingemeindungsvertrage widersprach aber der Kreistag. Er erkannte überhaupt den Gemeinden das Recht nicht zu, in solchen Sachen selbständig mit Breslau zu verhandeln. Der Bezirksausschuß schlägt vor, einen Teil von Gräbschen mit Breslau zu vereinigen und die mehr ländlichen Teile in einem eigenen ländlichen Bezirk zusammenzufassen. Endlich aber konnte doch der Eingemeindungsplan dem Landtage vorgelegt werden. In der Druckschrift, welche die Abgeordneten vorgelegt bekamen, stand die für Gräbschen bezeichnende Stelle drin, daß von 12 Brunnen nur einer einwandsfrei und 3 Trinkbrunnen ungeeignet seien. Die Stadt versprach dem neuen Vorort seine „mitbürgerliche Fürsorge" und zahlte dem Kreis den 18fachen Betrag der Steuern, die sonst die Gemeinde Gräbschen an den Kreis gezahlt hatte. Das waren 18mal 5 329 M. So kam denn am 18. April 1911, mit Rückverlegung auf den 1. April 1911, die Eingemeindung von Gräbschen zustande. Die Gemeinde brachte 2 474 Seelen, das Gut 399 Seelen hinzu.

Bericht eines Zeitgenossen über die Verhältnisse in Gräbschen vor der Eingemeindung. „1904 waren in Gräbschen noch sehr mißliche Verhältnisse. Gräbschen war eben noch Dorf. Die Wohnungen (gemeint sind die Häuser von Schwinge und Stehr, Gr. Str. Nr. 175) waren ganz hübsch. Nur fehlte ihnen das Wasser. Vor diesen Häusern war wohl ein Brunnen, aber der wurde abgeschlossen gehalten, und es gab nur zu einer bestimmten Zeit Wasser. Aber es langte nicht aus für alle Mieter, und so mußten sie es sich bei Hopf und Görcke holen. Im Sommer machte das manchmal ganz hübschen Spaß, aber im Winter, o je, da nahm man sich etwas Sand oder Asche mit, um um den Brunnen herum zu streuen. Denn aus jeder Kanne wurde doch etwas vergossen. Im Jahre 1906/07 bekamen dann die Häuser selbst Wasserleitung. Ebenso traurig stand es mit den Abortanlagen. Sie befanden sich im Hofe. Schweine, Hühner, Kaninchen, alles konnte im Hofe gehalten werden. An den Fenstern der erleuchteten Waschküchen stießen sich abends die Ratten die Köpfe ein. In den Waschküchen wurde geschlachtet. Zum Schlachten kam gewöhnlich Fleischermeister Schunke. Was man räuchern lassen wollte, trug man zur „Strecker-Schmiede". Gräbsch. Str. Nr. 231, jetzt Diebel.) Die industriale Entwicklung und die Nähe der Großstadt — Gräbschen liegt im 10 Kilometer-Kreis — führten zu einer Vermehrung der Bevölkerung in Gräbschen. (Eine Großstadt beeinflußt die Vororte. Während bis 1871 in den Dörfern um Breslau etwa 7 Einwohner auf ein Haus kamen, stieg von da an der Durchschnitt auf 14.) Der wachsenden Bevölkerung wußte man sich damals nicht anders zu helfen, als daß man Mietskasernen errichtete, oder die Menschen in Winkeln und Gäßchen unterbrachte. So entstanden die Häuser Gräbschener Str., Fröbelstr. und die Häuser an der Henningstr.

Unmittelbar nach der Eingemeindung konnte für die Entwicklung Gräbschens so gut wie nichts geschehen, denn 1914 brach der Krieg aus und lähmte alle Betätigung auf diesem Gebiete. Der unglückliche Ausgang des Krieges und die Geldentwertung zerrütteten



Getreidefelder im Süden der Feldmark Gräbschen (1932)



Getreidepuppen südlich der Kürassierstraße.

das Wirtschaftsleben, so daß an Bebauung, trotz der Wohnungsnot, nicht gedacht werden konnte. Die Siedlung Eichborngarten wagte sich zuerst an eine Bebauung heran und erst in den Jahren um 1930 entstanden die Straßen: Adolf Weiß-, Grünhagen-, Richard Abegg-, Gr. Mochberner- und Klein Mochberner Str.

So ist es gekommen, daß Gräbschen noch bis heute trotz aller Neubauten sein dörfliches Herkommen nicht verleugnen kann. So pflügt der Bauer noch vor den Fenstern der Kürassierstr. und Säen und Ernten kommt dem Großstädter hier noch ganz nahe. In Gräbschen wohnen noch 2 Besitzer, welche die Landwirtschaft ausüben: Fellgiebel, Gräbschener Straße 212 und Killmann, Gräbschener Straße 178/180.

Von dem einstigen Baumwuchs um das Dorf Gräbschen ist nicht mehr viel übrig geblieben. Der Spaziergänger findet aber noch immer seine Freude an den alten Pappeln am Ende der Kürassier-



straße und an der Leedeborntrift. Neben dem städt. Sportplatz an der Opperauer Str., die früher die eigentliche Straße nach Gräbschen gewesen war, steht eine große Birke. Wenn sich im Frühling ihre feinen Ruten mit saftigem Grün belauben, erfreut sie eines jeden Auge. Wie lange noch?

An der Ecke Gräbschener Str. und Kopischstr. steht noch heute das Zollhaus als Zeichen der Grenze zwischen Gräbschen und Breslau.



Zollhaus

d) Aus dem Leben und der Entwicklung der evangelischen Schule zu Gräbschen.

Nach der Chronik der ev. Schule von Gräbschen fällt die Errichtung der Schule in die Zeit der Besitznahmen von Schlesien durch Friedrich den Großen. Die Schuljugend des Ortes wurde zunächst in der Scheune der Erbscholtisei unterrichtet. (Gräbschener Str. 234—236.) Später wurde der Unterricht auf dem Nitschkeschen Bauerngut erteilt. Es grenzte östlich an die Erbscholtisei. (Gräbschener Str. 232.) Im Jahre 1797 aber wurde ein eigenes Schulhaus von Bindwerk mit Schobendach in der Mitte des Dorfes, dem Nitschkeschen Bauerngut gegenüber, auf dem Dorfanger erbaut. Es wird wahrscheinlich der Platz gewesen sein, wo heute das Haus Nr. 224 steht. (Es wurde 1894 niedergerissen.) Als Lehrer von Gräbschen wird als erster Rohleder genannt. Da aber die Zahl der Kinder noch nicht viel die Zwanzig überstieg, so wurden die Kinder mit in der Wohnung des Lehrers unterrichtet und die andere Hälfte als Wohnung für den Flurschütz und als Gemeindegefängnis benutzt.

Besonders sei noch Lehrer Joh. Gottlieb Eckert erwähnt, der zur Zeit der Aufhebung der geistlichen Stifter und deren Überführung in die

weltliche Hand, „lutherischer Schullehrer" in Gräbschen war. Er stammte aus Gabitz und war seit 24. 7. 1787 in Gräbschen vom Stift v. St. Vinzenz angestellt, was ihm Karl Gottlieb Klein, Ekklesiast und Morgenprediger zu St. Barbara, bescheinigt.

Als das Vorwerksdorf Gräbschen nach dem Edikt v. 30. 10. 1810 vom Staate übernommen worden war, sollten auch die Gehaltsverhältnisse des Lehrers geregelt werden. Das Gehalt des Lehrers Ekert entsprach aber 1810 noch nicht dem durch das Schulen-Reglement v. 18. 5. 1801 festgesetzten. Es bestand aus 5½ Scheffel Roggen, 4½ Scheffel Gerste, 2 Scheffel Kuchelspeise (1 Scheffel = 16 Metzen), 28 Rth. an jährlichem Gehalt, dem wöchentlichen Schulgeld, in der Ernte von der Hube eine Weizen Garbe, zur Herbstzeit etwas Kraut und Rüben, alle hohen Feste einen Kuchen, Umgang und die Erlaubnis, bei freier Gras und Hutung eine Kuh zu halten, für die mit verrichtete Gerichtsschreibung 1 Scheffel Roggen, 2 Rth. auf Schreibmaterialien und die übrigen Accidentien (Nebeneinkünfte).

Der fehlende Betrag zum höheren Gehalt sollte dem Lehrer vom Dominium gezahlt werden. Aber um in den Besitz dieses Betrages zu gelangen, hat Lehrer Ekert manches Schreiben mit der Bitte um „untertänigste und gnädigste An- und Erhörung seines demütigen Gesuchs" an den Landrat und die Regierung gerichtet und ist oftmals in „tiefster Untertänigkeit verharrt für die hohe Gnade, erhört zu werden. Anfang Juni 1813, als die Soldaten auch ihn geplündert hatten, und er sich in großer Not befand, bittet er noch einmal um die Nachzahlung der Dominial-Rate, auf die er nun schon zwei Jahre gewartet hat. Das erlangte Gehalt soll ihn zu „desto größerem Eifer in Ausübung seiner Amtspflichten antreiben". Am 18. 9. 1813 kann er endlich den Empfang der Nachzahlung bestätigen. Das Holz wurde ihm in Nimkau angewiesen. (Rep. 219.)

Spärlich war das Einkommen des Lehrers, da er außer einigen Naturalien, die ihm die Gemeinde lieferte, auf das geringe Wochenschulgeld der wenigen Kinder angewiesen war, die dazu nur das Winterhalbjahr die Schule besuchten, im Sommer aber in der Landwirtschaft halfen und dann auch kein Schulgeld zahlten. Noch 1813 muß nach einem Revisionsbericht der Lehrer von den 7 Klaftern Holz, die er erhält, 2 zum Heizen der Schule verwenden und von den 112 Reichstalern, die ihm zustanden, einen an den Schulinspektor zahlen. Die Schulkasse lebte von den geringen Einnahmen, welche die Kollekten bei Taufen und Trauungen abwarfen und von den Strafgeldern bei Schulversäumnissen. Die Versäumnisse müssen in Gräbschen außerordentlich hoch gewesen sein. Als 1879 Herrn Oberlehrer Dr. Meister von Herrn Kreisschulinspektor Peiper die Ortsschulaufsicht übertragen wird, geht er energisch daran, die Übelstände, die bisher an der Gräbschener Schule geherrscht hatten, zu beseitigen. (1835 wird als erster „Revisor" Hilse, Diakonus bei St. Elisabeth, genannt; 1837 Weiß, Diakon von St. Magdalenen; 1840 Ecclesiast Laffert; 1860 Kutta von Barbara; 1864 Pastor Etzler von St. Salvator. Diese Herren konnten aber die Schulaufsicht nur in geringem Maße ausführen, da sie zunächst von ihrem geistlichen Hauptberufe beansprucht waren.)· Zu diesen Übelständen gehörten in erster Linie die Schulversäumnisse, gegen die die Lehrer einen vergeblichen Kampf führten. Für die hohe

Zahl der Versäumnisse, die unentschuldigt blieben, wird die Zuchtlosigkeit der Schüler angegeben und die geringe Unterstützung, welche die Schule im Elternhause findet. Es wird von der „Dummheit und Roheit der Kinder und von der Teilnahmslosigkeit und Feindseligkeit der Eltern“ gesprochen. Die sittliche Verwahrlosung muß in manchen Familien sehr groß gewesen sein, sogar gegen Kinder muß wegen Schnapsgenusses vorgegangen werden.

Auch in anderer Hinsicht scheint über der Schularbeit kein guter Geist gewaltet zu haben. Die ersten Schulberichte lauten sehr schlecht. Ergebnisse seien nicht zu erkennen, der Lehrer halte sich mehr in seiner Wohnung als in seinem Schulzimmer auf, die Kinder müssen lange Zeit unbeschäftigt sitzen, da ihnen der Lehrer die Schreibfedern nicht für eine Woche vorschneide, sondern erst von Fall zu Fall, was dann viel Zeit beanspruche. Die Leistungen in der Erdkunde befriedigten gar nicht, halte doch der Lehrer selbst den Kynast für den höchsten Berg im Riesengebirge. Der erste Schulbericht ist ausgestellt vom 8. Juni 1836 und ist unterschrieben von Diakon Hilse und als den Vertretern der Gemeinde von Sauer, Engel, Pohl, Demmig und dem Gerichtsmann Schaedel, der aber für sich + + als Handzeichen machen mußte. Noch 1851 wurde dem Lehrer angedroht, daß man auf seine Kosten einen Adjuvanten anstellen werde, wenn sich die Leistungen der Schüler nicht bessern sollten. Bald aber verstummen diese Klagen und es geht in der Schule vorwärts. 1812 besserten sich die äußeren Verhältnisse des Lehrers. Statt des bisherigen Schulgeldes erhielt der Lehrer 50 Taler Gehalt, 7 Klafter Holz rheinländischen Maßes, 24 Scheffel preußischen Maßes Deputatgetreide. Außerdem hatte er freie Hutung für 2 Kühe und ein Schwein, wie auch von der Gemeinde 4 Beete Acker und vom Dominium 3/5 eines Ackerbeetes durchs ganze Gewände hindurch. Die Einlieger waren verpflichtet, dem Lehrer das Holz zu hacken.

Die immer mehr zunehmende Schülerzahl gestattete es nicht mehr, den Unterricht in der Wohnung des Lehrers abzuhalten. Darum wurde unter dem Lehrer Glaeser, der von 1830—1842 amtierte, auch die andere Hälfte des Hauses zur Schule eingerichtet. Bei der Gemeinheitsteilung 1831 erhielt der Lehrer statt der freien Hutung seines Viehes und für die Deputat-Beete 4 Morgen Acker zu seiner Benutzung, welche am östlichen Ende des Dorfes neben den Äckern der „kleinen Gemeinde“ lagen. (Dieser Schulacker ging 1892 in den Besitz des Hauses Hopf über, Mitinhaber der Brauerei Hopf und Görcke. Die heutige Fröbelstr. hieß früher Schulstr.)

Die Zahl der Kinder war inzwischen so herangewachsen, daß sich das Bedürfnis herausstellte, ein den Zeitverhältnissen und der Gesundheit der Kinder entsprechendes Schulhaus zu bauen. Die Zahl der Schüler betrug: 1836: evang. 40, kath. 8. — 1846: evang. 54, kath. 4. — 1856: evang. 72, kath. 23. (Die katholischen Kinder gingen einmal wöchentlich nach Breslau zum Religionsunterricht.) Vom Schulhaus hören wir, daß es sehr feucht war, die untere Holzlage verfault, die Stube finster, die Fenster vom Strohdach überschattet. Wenn alle Kinder in der Schulstube versammelt waren. (1854 waren es 91 Kinder), dann war ein Unterrichten unmöglich. Doch unterblieb die Ausführung

dieses Vorhabens immer wieder wegen Zerwürfnissen mit dem damaligen Lehrer. Auch der Umbau der kleinen, dunklen, niedrigen Schulstube konnte den notwendigen Raum nicht schaffen. Doch mancherlei Umstände trafen zusammen, die den Bau eines neuen Schulhauses immer wieder hinausschoben: Einmal gingen die unruhigen Jahre von 1848—1851 auch an Gräbschen nicht spurlos vorüber. In Gräbschen lag eine Schwadron Husaren. Dann gab es Mißhelligkeiten zwischen dem Dominium und der Gemeinde, und schließlich litt die Gemeinde unter den Mißernten der Jahre 1854 und 1855. Der kleinen Gemeinde wäre es wahrscheinlich überhaupt nicht möglich geworden, einen Schulbau aus eigenen Mitteln auszuführen, wenn es nicht den Bemühungen des Landrats Freiherrn v. Ende gelungen wäre, 2 000 Taler aus der Provinzial-Hilfskasse auf 9 jährige Amortisation bewilligt zu bekommen.

Am 28. Juni 1858 wurde nun der Grundstein zu dem neuen Hause gelegt, das auf der Stelle des ehemaligen Gemeindehauses am östlichen Ende des Dorfes, gegenüber dem Schulacker, errichtet werden sollte. Über die Feierlichkeiten bei der Grundsteinlegung und bei der Einweihung möge die Chronik in all ihrer damaligen Umständlichkeit selber sprechen: Im Beisein des Orts- und Schulvorstandes wurde der Grundstein zum neuen Hause gelegt, dessen Anfang im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes begonnen und das Werk der Obhut des Allerhöchsten mit den Worten des Psalmisten: „O Herr, hilf, o Herr, laß wohlgelingen" empfohlen und in stillem Gebet der Segen zu diesem Werk von Gott erfleht, damit dieses neue Haus, wie das alte es war, eine Pflanzstätte der Tugend und Gottesfurcht werde und aus ihm gute Christen und getreue Staatsbürger hervorgehen möchten. Und Gott hat seinen Segen nicht fehlen lassen. Begünstigt durch freundliche Witterung wie durch die umsichtige Leitung und Aufopferung des Gerichtsscholzen, Herrn Gottlieb Pohl, wurde es durch die Herrn Maurermeister Hertel und Pahlwitz und des Zimmermeisters Melcher aus Malkwitz in einem Vierteljahr in Ausführung gebracht mit einem Kostenaufwande von 3 923 Talern 1 r Sgr., und hatte zu diesem Baue der Kgl. Bauinspektor Herr Bergmann in Breslau den Bauplan entworfen. Am 11. 10. desselben Jahres fand die feierliche Einweihung des neuen Schulhauses statt. Im alten Schulhause hatte sich die Schuljugend versammelt. Der Gesang des Liedes: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend" eröffnete die Feierlichkeiten. Hierauf dankte der Revisor der Schule, Herr Ecclesiast Saffert, in erhebenden Worten dem Höchsten für die Gnade, die er diesem Hause bisher ließ zuteil werden und für den Segen, der er von dieser Stätte hatte bisher ausgehen lassen und empfahl es auch dem ferneren göttlichen Schutz und seiner Gnade, da es nun eine Zufluchtsstätte der Armen und Hilfsbedürftigen werde. Mit dem Gesang: „Unsern Ausgang segne Gott" wurde das alte Haus unter sichtbarer Rührung aller verlassen und der Weg zum neuen Schulhause unter dem Liede: „Komm, o komm, du Geist des Lebens" angetreten. Vor demselben angelangt, wurde dieses nach einer kurzen Ansprache an die Gemeinde geöffnet und unter dem Gesange der Schüler: „Jesu, geh voran" betreten. Nach dem Einweihungsliede: „Du sollst in allen Sachen mit Gott den Anfang machen" hielt Herr Ecclesiast Saffert die Einweihungsrede über Markus 10, v. 14: „Lasset die Kindlein

zu mir kommen" und weihete dieses Haus im Namen des dreieinigen Gottes zu seiner Bestimmung ein, erflehte hierauf den Segen Gottes auf diese neue Stätte und empfahl sie der Gnade Gottes. Nach dem Verse: „Ach bleib mit deinem Segen" machte Herr Konsistorialrat Bellmann eine kurze Ansprache über die Worte: 1. Petri, v. 17: Tut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König", an welche sich nach dem Vers: „Ach bleib mit deiner Treue" eine kleine Unterredung über das 10. Gebot mit den Kindern anknüpfte, worauf die Feierlichkeit mit dem 3. Vers des Liedes: „Nun danket alle Gott" beschlossen wurde. Eine freundliche Bewirtung der Schuljugend, wie ein gemeinsames Mahl, folgte hierauf.

Dieses Schulhaus hat bis 1926 gestanden. Bei der Verbreiterung der Gräbschener Str. wurde es weggerissen, weil es zu weit in die neue Fluchtlinie der Str. geragt hätte.

1857 konnte der „Genußzettel" des Lehrers erhöht werden, indem jeder Inlieger statt des bisherigen Holzhackens verpflichtet wurde, sobald er Kinder zur Schule schickte, monatlich 2½ Sgr. dem Lehrer zu entrichten. Es wurden damals in Gräbschen 78 Inlieger mit 67 schulpflichtigen Kindern gezählt. Jeder Inlieger hatte in einer Aufstellung mit seinem Namen zu unterschreiben. Es mußten 14 mit Kreuzen zeichnen, da sie nicht schreiben konnten.

Seit 1866 gehörte auch der Magistrat von Breslau zur Schulgemeinde Gräbschen, da aus dem damals schon eingemeindeten Gabitz auch Kinder nach Gräbschen kamen. An der Lehrerbesoldung beteiligte sich 1867 die Stadt Breslau mit 1 Metze Roggen. 1870 steigt die Schülerzahl auf 187. Davon entfielen auf das Dominium 18, auf die Wirte 32, auf die Mietsleute 137. 1874 stieg die Schülerzahl auf 216. Obwohl also schon seit Jahren die Zahl der Kinder die Hundert überstiegen hatte, war der Antrag auf eine Hilfskraft stets erfolglos geblieben. Als aber endlich die Kraft des Lehrers erlahmte, eine solche Kinderzahl zu unterrichten, wurde die Stelle eines „Adjuvanten" ausgeschrieben. Aber für das ausgesetzte Einkommen meldete sich kein Bewerber. Es wird allgemein festgestellt, daß sich für das ausgesetzte Kostgeld keine Station beschaffen läßt. Die Schulbehörde beklagt sich, daß die Adjuvanten den Breslauer Regierungsbezirk verlassen, weil sie anderswo besser bezahlt würden und daß bei diesen Verhältnissen ein wohlgeordneter Jugendunterricht nicht möglich sei. Die Gemeinde dagegen sträubt sich gegen eine Vermehrung der Lehrkräfte, sie sieht nur die Vermehrung der Ausgaben. Einen Weg der Verständigung zu finden war schwer. Die Gemeinde kämpft für ihre Sache durch Zurückhaltung von Schulgeldern. Sie läßt es darauf ankommen, daß diese Gelder auf dem Wege der „Exekution" durch den Bezirksgendarm erhoben werden. Am 1. 4. 1874 wird dann der erste Adjuvant angestellt.

1882 wird diese Stelle in eine 2. Lehrerstelle umgewandelt.

Durch den Übergang der Schulgemeinde Gräbschen an die politische Gemeinde Gräbschen im Jahre 1875 wurde das Gehalt des Lehrers nach Aufhebung aller Naturalien und sonstigen Einnahmequellen auf 450 Taler nebst freier Wohnung festgesetzt, das des 2. Lehrers auf 220 Taler.

1874 wird in Gräbschen die erste Industrie-Lehrerin mit einem jährlichen Gehalt von 36 Talern angestellt.

1891 wird die dritte Lehrerstelle eingerichtet.

Bis zur Errichtung des Schulhauses von 1895 zeigen folgende Zahlen das Wachsen der Schülerzahl und damit zugleich auch das Wachsen der Bevölkerungszahl: 1866, ev. 109, kath. 27. 1876, ev. 179, kath. 53. 1886, ev. 241, kath. 86.

Der Einrichtung neuer Lehrstellen gingen stets langwierige und schwierige Verhandlungen voraus, denn die Gemeinde wie der Gutsbezirk ließen sich zunächst nur von wirtschaftlichen Gesichtspunkten leiten und wollten deshalb neuen Schulabgaben ausweichen. Für die Volkserziehung blieb bei solcher Einstellung natürlich nichts übrig. Ständige Schwierigkeiten bereitete die Beschaffung von



Schulhaus, von 1894.

Wohnungen für die Lehrer. Zeitweilig mußte ein Lehrer von Gräbschen in Breslau wohnen. Hilfslehrer wurden zeitweilig im Schlosse untergebracht. War für einen Lehrer das Ruhegehalt zu zahlen, dann reichte es in der Schulkasse wieder nicht, um dem amtierenden Lehrer das Gehalt zu zahlen. Liest man die vielen Eingaben der Lehrer an die „ehrenwerte" Gemeinde um Gehaltsaufbesserungen, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Lehrer in dieser Zeit ein kümmerliches Brot gegessen haben. Vor 50 Jahren noch heißt es in einem solchen Gesuch: „So schwer es mir jetzt auch oft gefallen ist, meine zahlreiche Familie zu versorgen, so daß wir auf alle Zerstreuungen, Vergnügungen und Genüsse verzichtet haben

und oft nahe am Darben waren —". Der Bittende beruft sich in demselben Gesuch auf Diesterweg: „Ein von Sorgen um das tägliche Brot, ein vom Blick auf die letzte Stunde von Kummer niedergedrücktes Gemüt, kann die Aufgabe heiterer Jugendbildung nicht erfüllen".

Die Anschaffung von Lehr- und Lernmitteln war nie ohne Schwierigkeiten möglich. Auch die Entwicklung der Gräbschener Schule zeigt wieder, daß sich die deutsche Volksschule nur im schweren Ringen gegen Gewohnheit und Unverstand emporgearbeitet hat. Sie hat dabei in der Regierung als Organ des Staates tatkräftige Unterstützung gefunden.

Als Einzelheiten dieses Abschnitts der Entwicklung der Gräbschener Schule sei folgendes erwähnt:

1878 wird der Unterricht in Obstbaumkultur eingeführt.

1880 soll der katholische Religionsunterricht an der evangelischen Schule im Orte selbst gegeben werden, doch kommt dieser Vorschlag wegen der Kosten nicht zur Durchführung.

1883 fällt auf Antrag der Gemeindevertretung die gastliche Bewirtung der Lehrer und des Schulinspektors anläßlich der Schulprüfungen fort.

Im gleichen Jahre soll eine ländliche Fortbildungsschule in Gräbschen errichtet werden. Doch lehnt die Gemeinde den Antrag ab, da die überwiegende Zahl der Bewohner Fabrikarbeiter sei und Lehrlinge kaum beschäftigt würden. Die Jugend habe es lieber mit dem Strafrichter zu tun, als daß sie nochmal in die Schule gehen wollte. Schon während der gesetzlichen Schulpflicht zeige sich wenig Neigung zur Schule, jede für die Fortbildungsschule verausgabte Mark wäre daher nutzlos.

Über die gesellschaftliche Schichtung der Gräbschener Bevölkerung in den 90er Jahren können wir uns aus der Angabe ein Bild machen, daß $^7/_8$ der Schüler Kinder von Arbeitern und nur $^1/_8$ Kinder von Besitzern sind.

1887 überläßt Gutsbesitzer Sauer ein Stück Land, die „Lusche", an der Dorfstraße als Turnplatz.

Im gleichen Jahre errichtet eine Paula Schubert in Gräbschen eine Spielschule mit 40 Kindern. Die Gemeinde unterstützt diese Einrichtung, da „die Verrohung von Jahr zu Jahr zunimmt". (Seit 1894 befand sich dieser Kindergarten in dem alten Schulgebäude. Als aber die kath. Schule die 2. Lehrerstelle einrichtete, kam er 1904 nach Schulstr. Nr. 7.)

25. 6. 1894 stirbt Frau Rosina Erle, geb. Ossig, und vermacht der Schule eine Stiftung von 300 Mark für arme Schulkinder. Die Spende kam Weihnachten im Rahmen einer Feier zur Verteilung. Die katholischen Kinder beteiligten sich an ihr im Verhältnis von 1 : 3. Etwa 3—4 Kinder konnten jedes Jahr bedacht werden.

Mit wachsender Schülerzahl reichte aber auch das 1858 errichtete Schulgebäude nicht mehr aus. Auch mußte für die katholischen Kinder nach einer eigenen Schule Umschau gehalten werden. (Seit 1889 erteilte ein Lehrer aus Breslau den katholischen Religionsunterricht an der ev. Schule.) Das Schulhaus entsprach nicht mehr den Anforderungen der Zeit. Ständig wird über zu große Kälte in den Stuben geklagt, so daß sich selbst die Zeitungen dieser Klagen annehmen. (Es werden Wärmegrade von nur 1 Grad C. in den Klassen genannt!) Der Schulbrunnen ist nicht frei von gesund-

heitsschädlichen Stoffen, er muß polizeilich geschlossen werden. Der Anschluß an die städtische Wasserleitung wird erwogen. Vom Schulhofe heißt es: „Es ist einer Bildungsstätte der Jugend unwürdig, wenn auf dem Schulhofe der Schmutz das Betreten desselben unmöglich oder zum Ekel macht". So war der Bau eines neuen Schulhauses nicht zu umgehen.

1894 wird der noch heute stehende Rohbau der ev. Schule aufgeführt. Der östliche Bau enthielt 4 Klassen, der westliche auf der nach Süden gelegenen Seite 2 Klassen. Die heute nach Westen liegende



Schulhaus an der Gräbschener Straße.

Klasse im Erdgeschoß war zunächst Wohnung für den Schuldiener, die heut darüber liegende Klasse war Wohnung für einen Lehrer. Das heutige Amtszimmer war ein Küchenraum, das heutige Lehrerzimmer war Amtszimmer.

Nach der Einweihung wurden die Kinder mit Kaffee und Kuchen bewirtet, die Festgenossen versammelten sich in der Brauerei von Hopf & Görcke. Der Umzug in das neue Haus fand am Luthertag, 10 November 1895, statt. In das alte Haus zogen die katholische Schule, die 1. April 1895 errichtet wurde, die Kleinkinderschule und die Gemeindeschwestern.

Aber bald droht wieder das Gespenst des Raummangels. 1907 kommen auf eine Lehrkraft über 90 Kinder. In der Gaststätte bei

Pförtner, Gräbschener Straße 139, mußte deshalb die evang. Schule einen Saal für eine Schulklasse mieten. Von 1908 bis 1910 liegen folgende Schülerzahlen vor: 1908: ev. Schule aus der Gemeinde 378, aus dem Gut 38 Kinder; 1909: 375 und 28; 1910: 345 und 31. — 1908: kathol. Schule aus der Gemeinde 135, aus dem Gut 10 Kinder; 1909: 137 und 13; 1910: 129 und 20.

1911 wurde Gräbschen eingemeindet. Die Schule bestand damals aus 6 Klassen. 5 davon waren in 4 Räumen im Schulgrundstück untergebracht, eine bei Pförtner. Die Zahl der Kinder betrug 184 Knaben und 195 Mädchen, davon waren 372 evangelisch, 2 Dissidenten, 5 Methodisten. Auf einen Lehrer kamen im Durchschnitt 63,3 Kinder. Am Tage der Eingemeindung amtierten: Rektor Sattler, Lehrer Gollub, Hein, Pohl, Richel und die Handarbeitslehrerin Kluge.

Ostern 1913 hatte die Schule 7 gemischte Klassen.



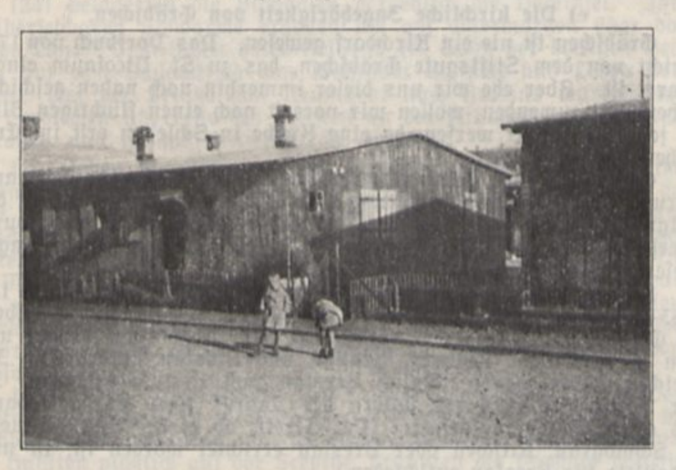
Die Schulbaracken.

Als 1914 der Krieg ausbrach, mußte auch die Gräbschener Schule ihre Räume der Heeresverwaltung zur Verfügung stellen. Die 4 nach Osten und die 4 nach Süden gelegenen Räume wurden mit Soldaten belegt. Der nach Westen gelegene Klassenraum im 1. Stock, frühere Lehrerwohnung, wurde von 8—6 Uhr für den Unterricht benutzt. Als auch dieser Raum Ende August belegt wurde, mußte die Schule mit ihren Klassen auf Reisen gehen. Jetzt wurde unterrichtet im Bodenraum der Schule, im kleinen Saal bei Hopf und Görcke (und als dieser gebraucht wurde, in der Glasveranda daselbst), im leerstehenden Laden und Nebenzimmer Gräbschener Str. 194 (neben Fleischer Schunke), im Büroraum der Firma Wolzendorf, heute Metallhütte von Schaefer und Schäl) und in der leerstehenden Tischlerwerkstatt von Feist, Gräbschener Str. 249/51. Ostern 1915 kehrten die Klassen wieder in das Schulhaus zurück. Die Wohnung des Schuldieners wurde jetzt nach dem 2. Stock verlegt und aus seiner frü-

heren Wohnung ein Klassenraum gemacht. Während bisher die Schule in allen ihren Klassen eine gemischte war, fing man nun an, die Klassen von unten an zu trennen.

Noch einmal mußte die Schule den Verteidigern des Heimatbodens Platz machen. Im Winter 1918 zog der Grenzschutz in das Schulhaus ein. Der Unterricht fiel für einige Wochen aus.

Ostern 1921 wurde die katholische Schule und eine Klasse der ev. Schule in das damalige kaiserliche Kinderheim, Gräbschener Str., verlegt. Das bisherige kath. Schulgebäude — das 1858 errichtete Gebäude — wurde mit von der ev. Schule bezogen, bis es 1926, wie schon erwähnt, als Verkehrshindernis abgebrochen wurde. Dafür wurden die Baracken längs des sogenannten Schulgäßchens, eines früheren Kirchsteigs, gesetzt. Nun wurde das Kinderheim wieder aufgegeben, und die kath. Schule bezog die Nordbaracke. Von Ostern 1929—1931 waren 2 Klassen der ev. Schule in den sogenannten „Postbaracken" an der heutigen Adolf-Weiß-Str. untergebracht, bis die Räume für den Unterricht polizeilich geschlossen wurden. Heute sind die Baracken abgebrochen.



Die „Postbaracken".

Durch die rasche Entwicklung von Gräbschen wurde die Schulnot immer größer. Um einen geregelten Schulbetrieb aufrecht erhalten zu können, wurde 1931 eine Klasse in das frühere Säuglingsheim in der Kindergarten-Baracke gelegt und 3 Klassen nahm im August 1931 das Gemeindehaus von St. Trinitatis bis auf weiteres gastweise auf.

Wie sehr sich Gräbschen in den letzten Jahren vergrößert hat, mag eine Gegenüberstellung der Kinderzahl der Schule Gräbschen in den Jahren 1925 und 1933 zeigen. Am 1. Mai 1925 hatte die Schule 448 Kinder, am gleichen Tage des Jahres 1933 aber 720 Kinder, 1925 war sie 7 Klassen, 1933 aber 15 Klassen stark.

1925 zählte die Schule 42 Ganz- und 21 Halbfreischüler, 1933, bei einer Vermehrung der Gesamtschülerzahl um das 2/3 fache, aber 215 Ganz- und 32 Halbfreischüler. Das bedeutet eine Vermehrung der Freischule um das Fünffache. Welcher Rückschluß läßt sich hieraus auf den wirtschaftlichen Niedergang der Bevölkerung ziehen!

Endlich wurde 1933 — fast wie ein Wunder wollte es Kindern, wie Lehrer und Eltern erscheinen — mit dem Bau des langersehnten neuen Schulhauses an der Roonstr. auf dem Sportplatze des BSC. 08 begonnen. Das Gebäude hat mit den Anbauten im Norden und Süden eine Länge von über 73 Meter. Es enthält 17 Klassenzimmer, 1 Lehrmittelzimmer, 1 Lehrerzimmer, 2 Rektorenzimmer und eine Hausmeisterwohnung. Die Klassenzimmer sind durchschnittlich 9,50 Meter lang und 6,20 Meter breit und haben 4 Fenster. Im Keller ist ein Fahrradraum vorgesehen und ein Raum für Werkunterricht. Am 20. August 1934 fand die feierliche Einweihung der Schule statt.

e) Die kirchliche Zugehörigkeit von Gräbschen.

Gräbschen ist nie ein Kirchdorf gewesen. Das Dorfbuch von 1743 spricht von dem Stiftsgute Gräbschen, das zu St. Nicolaum eingepfarrt ist. Aber ehe wir uns dieser immerhin noch nahen geschichtlichen Zeit zuwenden, wollen wir vorerst noch einen flüchtigen Blick in jene ferne Zeit werfen, da eine Kirche in Schlesien erst im Entstehen begriffen war.

Otto der Große (936—973) errichtete zum Zwecke der Germanisierung und der Christianisierung eine Reihe von Bistümern an der Ostgrenze des Deutschen Reiches. (Havelberg, Meißen, Brandenburg, Merseburg, Naumburg, Magdeburg.) Gleich „Sturmböcken" ragen diese Bistümer hinein in das slavische Land.

So war der Boden vorbereitet, daß der schwärmerische Otto III. (983—1002) auf seiner Wallfahrt zum Grabe des heiligen Adalbert in Gnesen im Jahre 1000 diesen Ort zum Erzbistum erhebt und ihm die Bistümer Kolberg, Krakau und Breslau unterstellt. Im gleichen Jahre wurde nämlich Breslau zum Bistum erhoben. In der Fastenzeit, kurz vor Ostern des Jahres 1000 wurde Johann als erster Bischof eingesetzt. (Der Streit, ob dieses Bistum zuerst in Schmograu, Ritschen oder Breslau errichtet worden ist, ist nun endgültig für Breslau entschieden.)

Die Schutzurkunde des Papstes Hadrian IV. vom 23. April 1155 gibt uns Aufschluß über die Größe der Breslauer Diözese. Sie umfaßte 13 Kastellaneien, von denen nur 3 auf der rechten Oderuferseite lagen. Gräbschen, als Grabissin, gehörte zur Kastellanei Slasane und damit zur Diözese Breslau.

Wir wollen nun im folgenden das Schicksal der Nikolaikirche verfolgen und damit auch Gräbschen durch die Jahrhunderte begleiten.

Lange vor der Entdeckung des Salzbergwerkes Wiliczka (1203) fuhren die Breslauer Schiffer und Fischer nach Pommern und holten Salz und Heringe. Sie kamen dadurch zu Wohlstand und erbauten aus Holz die Nikolaikapelle. In der Geschichte zum ersten Male wird sie genannt im Jahre 1175. Am 1. Mai 1175 stellt Herzog Boleslaus der Lange, der Schwiegervater der heiligen Hedwig, auf der Grödizburg den Stiftungsbrief von Kloster Leubus aus für seine

„schwarzen Mönche“, die er unlängst von Kloster Pforta in Sachsen herbeigerufen hat. Alle Einkünfte der Nikolaikapelle und einer Taberne (Gasthaus) auf der Scepin sollten dem Kloster zufließen. Boleslaus ist insofern als Stifter der Kirche anzusehen, als er an Stelle der hölzernen Kapelle die steinerne Kirche errichtete.

Die Nikolaivorstadt war damals noch ein bescheidenes Dorf innerhalb des Weichbildes von Breslau, welches bis zur Hahnenkrähsäule vor Pöpelwitz reichte.

Die Kirche war dem heiligen Nikolaus geweiht, dem Schutzheiligen der Schiffer und Fischer.

In einer Mainacht des Jahres 1200 sah die Kirche ganz Breslau in Flammen aufgehen. Außer den wenigen steinernen Kirchen wurde die Stadt in einen Schutthaufen verwandelt. Obdachlos und hungernd irrten die Bewohner in den umliegenden Ortschaften umher.

1215 raffte eine Hungersnot viele Menschen hin und 1221 verschlang eine Feuersbrunst abermals die kaum aus der Asche wieder erstandene Stadt.

1241 belagerten die Mongolen vergeblich die Dominsel. Ihre unübersehbaren Schwärme ergossen sich am Ostermorgen über das flache Land. Inzwischen hatte Heinrich II., Sohn der heiligen Hedwig, auf dem Schlachtfeld von Wahlstadt Schlacht und Leben verloren. Auf der Straße von Neumarkt nach Breslau wurden nun die sterblichen Überreste des Fürsten an der Nikolaikirche vorübergetragen und in der Vinzenzkirche beigesetzt.

1261 sahen die Bewohner der Scepine und das aus der Umgegend herbeigeströmte Landvolk, zu dem wohl auch Gräbschen gehört haben mag, ein anderes Schauspiel. Mit 100 Rittern und Knechten sahen sie einen fürstlichen Büßer, Boleslaus II., einen Enkel der heiligen Hedwig, im Bußgewande vorbeiziehen. Die 11 Meilen lange Strecke von Goldberg bis Breslau hatte er barfuß zu durchwandern gehabt. Wegen seiner Grausamkeit (in Neumarkt hatte er 800 Menschen in der Kirche und auf dem Friedhof verbrennen lassen) hatte ihm der Bischof von Breslau diese Kirchenstrafe auferlegt.

1420—1434 die Hussitenkriege. Diese Zeit schrecklicher Verwüstung Schlesiens ist auch an der Nikolaivorstadt und ihrer benachbarten Gebiete nicht spurlos vorübergegangen. 1428 erschienen die Hussiten plötzlich auf der Scepine, brannten die Vorstadt gänzlich mitsamt der Kirche nieder, schlugen den steinernen Heiligenfiguren um dieselbe Köpfe und Arme ab und zogen weiter, alle umliegenden Ortschaften in Flammen setzend. Auf den alten Umfassungsmauern wurde die Kirche wieder neu errichtet. (An den schrecklichen Hussitenbesuch erinnerte eine Hussitensäule, die bis 1806 am Ende Sandstraße stand.)

1438 kam Kaiser Albrecht von Österreich zur Huldigung nach Breslau. Die Bürger gingen ihm in großer Prozession mit wehenden Fahnen bis zur Nikolaikirche entgegen. (Er wohnte im goldenen Becher auf dem Ringe. Er trat damals auf der Treppe fehl und starb im nächsten Jahre.)

1453 sah die Nikolaikirche wieder einen seltsamen Büßer die Straße nach Breslau ziehen. Es war der Bernhardiner-Mönch Johannes Capristan. Die Macht der Kirche über das Volk fing an

zu wanken, in öffentlichen Aufzügen fing man an, die Religion zu verspotten. Da hatte sich die Kirche den Bußprediger Capristan kommen lassen, der das Volk wieder bekehren sollte. Er predigte lateinisch. (Übermütige Burschen stellten einmal vor den Prediger einen lebendig Eingesargten und verlangten, er wolle ihn doch von dem Tode auferwecken.) Die Schwärmerei, die alle wegen seiner Predigt ergriff, benutzte er, um eine Judenverfolgung zu entfachen.

1459 sah die Nikolaikirche wieder einen festlichen Aufzug. 500 Reiter, 159 Lanzenträger, die Stadtältesten auf 100 Rossen, die Zünfte und Gewerkschaften auf 600 Rossen hatte die Stadt ausgeschickt, um einen päpstlichen Gesandten, den Erzbischof von Kreta, einzuholen. Er sollte einen Streit der Stadt Breslau mit dem „Ketzerkönig" Georg Podiebrad schlichten. (1458—1471.)

1529 standen die Türken vor Wien. Die evangelische Lehre hatte sich in Schlesien und Breslau rasch ausgebreitet. Der Rat der Stadt nahm daher keinen Anstoß daran, die Schätze der Kirchen anzugreifen, um dadurch Geldmittel für den Kampf gegen die Türken zu gewinnen. Was sich damals in der Nikolaikirche zutrug, erzählt ein Zeitgenosse folgendermaßen: „Es war im Jahre 1529, am Dienstag nach Hedwigis, sind gekommen etliche Ratsherren der Stadt Bressela und haben geredet güttig und sanftmütig, man söllte sie schauen lassen das Silberwerk und das Kleinod der Kirchen, sie wöllten das beschreiben, ein ehrbar Rat wöllte wissen, was vor Kleinod die Kirche hätte. Do die Kirche geöffnet worden ist, do haben sie auf zwei Seiten Volk (Pöbel) gehabt und sind gelaufen und haben genommen aus der Kirchen eine silberne Monstranz, drei Kelche . . ." (Mit nicht zu verkennender Schadenfreude wird aber auch berichtet, daß in demselben Jahre der Sturmwind den großen Helm des Elisabethturmes herabwarf, auf welchen die Breslauer so stolz gewesen, weil er der höchste Turm Schlesiens war.)

Im 30 jährigen Kriege wurde die Kirche ähnlich geplündert. Das flache Land wurde von den Kriegsvölkern ausgeraubt. Die Pest war die Folge der Hungersnot. Sie brach 1633 aus. „Niemand getraute sich, über die Schwelle seines Hauses zu treten, und jedem, selbst dem besten Bekannten, schlug man die Tür vor der Nase zu, um sich vor Ansteckung zu schützen. Auf dem Neumarkt wurden aus den benachbarten Orten Särge feilgeboten, weil die in der Stadt gefertigten nicht hinreichten, denn die meisten kauften sich lieber einen Sarg als ein Haus, um rechtzeitig damit versehen zu sein, und manche legten sich lieber in den Sarg als ins Bett in der Erwartung, nicht wieder zu erwachen." 1642 lag der General Torstenson vor der Stadt, 1647 General Wittenberg. Damals beschädigten die Stückkugeln der Festung die Kirche bedeutend. Pfarr- und Schulhaus wurden ein Raub der Flammen.

1736 kam noch einmal eine große Not über die Nikolaivorstadt. In diesem Jahre regnete es 73 Tage ununterbrochen. Die Oderfluten drangen herauf bis an den Nikolaikirchhof. Am 1. Juli war die Stadt allseits von den Wogen umzogen und die ganze Nikolaivorstadt überschwemmt. (Damals wird Gräbschen nur wie eine Insel aus den Wassern der Oder und Lohe herausgeragt haben.) Nun folgte eine gräßliche Hungersnot. „Zahlreiche Personen fand man auf offener Straße in und vor der Stadt verhungert und man mußte Fuhrleute dingen, die Leichname fortzubringen."

Am 20. 12. 1806 wurde die Kirche während der Belagerung durch die Franzosen von Breslau aus zusammengeschossen, um dem Feinde nicht als Stützpunkt dienen zu können.

Es sind damals leider 12 bedeutende Ölgemälde des Meisters „Willmann" mit verbrannt. (In Königsberg 1630 geboren, lebte er 40 Jahre als Freund der Mönche am Kloster Leubus und starb am 26. 8. 1706.)

Bis 1832 wurde im Pfarrzimmer der zerstörten Kirche Gottesdienst abgehalten. Von diesem Jahre an wurde die kirchlose Nikolaigemeinde mit der Corporis-Christikirchgemeinde vereinigt.*)

Der jetzige, vom Staat errichtete Neubau in gotischen Formen ist 1882 vollendet worden.



Die Nikolai-Kirche, in ihrer ältesten Form.

Es seien nur noch einige Begebenheiten aus dem Leben der Kirchgemeinde erwähnt, die einen Einblick geben in die kulturellen Verhältnisse jener Zeit. Da wird von dem Pfarrer Reußner erzählt, der 1634 nach Nikolai kam, daß er zugleich Dominialherr der zur Pfarre gehörigen alten Taberne war, deren Zinsen einen Teil seines Einkommens lieferten. Ein Pfarrer also und zugleich ein Stück Gastwirt! Die Taberne hatte von alters her das Schlacht- und Schankrecht zu fremdem (Steinauer und Schweidnitzer) Bier. Darüber ergrimmt, drangen die Brauer und Fleischer nebst einer Horde roher Soldaten in die Taberne ein, berauschten sich, zerschlugen jedwedes Gefäß und verschütteten alles Getränk. Als nun Reußner ob solcher Gewalttat beim Fürstbischofe, der teils in Krakau, teils in Neiße fern war, klagte, brachen die Fleischer in neuer Wut mit bewaffneter Faust zur Nachtzeit ins Pfarrhaus ein und schlugen den Pfarrer samt den Seinigen dermaßen, daß er infolge solcher Mißhandlungen schier des Todes gewesen.

---

*) Knoblich, A.: Geschichte und Beschreibung der Nikolaikirche, Breslau 1862.

1695 wird geklagt, daß die Untertanen in Neudorf, Huben und Herdain ihre Kinder den ev. Predigern in der Stadt zur Taufe brächten und dieserhalb jene Neugeborenen allzu oft, da die Stadttore bei Nacht und besonders bei Winterszeit pflegten geschlossen zu sein, ohne das Sakrament der Taufe hinsterben müßten.

Auch mit der Äbtissin Barbara vom S. Clarastift hatte Gräbschen einen Streit. Um seine Toten zu begraben, mußte Gräbschen den sogenannten Totenweg nach S. Nicolai benutzen. Der lag auf Tschepiner Gebiet. Da wurde den Gräbschenern eines Tages vorgeworfen, sie hätten Holz und Strauchwerk am Wege abgeschlagen und mit vielen Fuhren weggeführt. Die Gräbschener aber waren überzeugt, daß sie mit vollem Rechte den Weg etwas „gelichtet" hätten, da er durch das Strauchwerk unfahrbar geworden sei.

Mit der Kirchlichkeit oder wenigstens mit der katholischen Rechtgläubigkeit der Gräbschener scheint es nicht weither gewesen zu sein; denn das Dom-Kapitel stellt 1665 fest, daß die Gräbschener nicht in ihre eingepfarrte Kirche gehen, „sondern stets anderwärts, sonderlich aber in die nahe angelegenen Lütterische Öhrter laufen täten." Mit Nachdruck und Strafen soll dagegen eingeschritten werden.

Welches waren die Geschicke des evangelisch gewordenen Teiles der Gemeinde Gräbschen? 1523 führte Heß in der Maria Magdalenen Kirche das lutherische Bekenntnis ein, 1525 Moiban in der Elisabeth-Kirche. Damit war Breslau zur ev. Kirche übergetreten. Ein so offener Übertritt wird den Dörfern in der Umgegend der Stadt nicht möglich gewesen sein. Aber unter der Regierung des Kaisers Maximilian II. (1564—1576) und Rudolf II. (1576—1612) hatte das ev. Bekenntnis einen solchen Anhang gewonnen, daß die unter der Verwaltung kath. Stifter stehenden Ortschaften an der Südseite Breslaus sich offenkundig zum ev. Gottesdienst hielten. Gemeint sind damit die Dörfer Gabitz (gehörte zu Maria auf dem Sande), Gräbschen (zu St. Vinzenz), Huben, Herdain, Höfchen und Neudorf (zu St. corpus Christi). (Schon vor Einführung der Reformation war der Verfall des alten Kirchentums offensichtlich. Auch die Drohung mit dem Feuertode vermochte nicht mehr die Kritik an den Schäden der Kirche zurückzuhalten. Schon 1404 hören wir, daß ein Altaristenpriester von Elisabeth öffentlich vor der ganzen Kirche in den Ehestand getreten sei. Auch der Eiferer Johann v. Capristano, den der Papst eigens nach Breslau geschickt hatte, um das in seiner Kirchlichkeit wankend gewordene Volk durch seine Bußpredigt wieder zu gewinnen, vermochte dem Abfall der Massen auf die Dauer nicht zu steuern. — in Breslau kamen 1000 Geistliche auf 30 000 Einwohner. Breslau besaß vor der Reformation 40 Kirchen und 11 Klöster. — 1515 war es zu einer öffentlichen Prügelei zwischen dem Vorsteher eines Mönchsklosters und der Äbtissin eines Nonnenklosters gekommen, wobei der Mann zum allgemeinen Gaudium des Volkes unterlag. Die Mönche des Dorotheenstifts versuchten 1517 durch ein weinendes Mutter-Gottesbild das Volk zu täuschen. Für Lebende wurden Seelenmessen gehalten, um deren Tod zu beschleunigen. Wir können daher verstehen, daß sich der wahrhaft fromme Mensch nach einer Reinigung der Kirche sehnte.)

Der ev. Teil der Gräbschener Bevölkerung hat sich nun zur Salvatorkirche gehalten. Doch haben die Gräbschener nach wie vor ihre Toten nach Nicolai begraben. „Rings um die Kirche ist ein

geräumiger, mit einer Mauer eingefaßter Kirchhof, welcher den hierher eingepfarrten Katholiken aus dieser Vorstadt und einigen Dörfern, teils auch Lutheranern, zum Begräbnis dient."

Im frühen Mittelalter war es Brauch, die verstorbenen Gemeindemitglieder in oder um die Kirchen zu begraben, weil dieser Ort für ganz besonders geweiht und heilig galt. Man sah sich aber bald gezwungen, die Begräbnisplätze außerhalb der Stadt auf freiem Felde anzulegen, wenn auch zunächst die Geistlichkeit und der Volksglaube dieser Neuerung nicht gerade freundlich gegenüberstanden. So kaufte denn der Rat der Stadt 1541 ein vor dem Schweidnitzer Tor gelegenes Ackerstück, das vorher ein Kraut- und Rötegarten gewesen war, zu einem Beerdigungsplatz. Dieser Begräbnisort umfaßte die Gegend des heutigen Salvatorplatzes. Der Friedhof blieb länger als ein Jahr ohne ein einziges Grab, da die Bewohner der Stadt die Benützung des Friedhofes ablehnten.

In diese Zeit fällt nun die Bildung der ev. Landgemeinden im Süden von Breslau, wozu auch Gräbschen gehört. Aus denen hat sich im Laufe der Zeit die Salvator-Gemeinde entwickelt. Für diese Gemeinde wurde nun der Bau einer Kapelle auf dem „neuen Begräbnisplatze" nötig. Die Kapelle wurde 1568 errichtet und Begräbniskirche zu St. Salvator genannt. 1574 wurde in ihr die erste Predigt gehalten. 1610 wurde die Kirche erweitert. Vom westfälischen Frieden erwarteten die Evangelischen freie Ausübung ihrer Religion. Aber bald setzte die Gegenreformation ein, die allein in Schlesien an 1300 Kirchen den Evangelischen wegnahm. (Vor dem 30 jährigen Kriege wurden den Evangelischen 61 Kirchen, während des Krieges 334 und nach dem Kriege 1347 weggenommen. Die Gegenreformation wurde besonders geführt von dem Mönchsorden der Jesuiten. 1632 setzte er sich in Neiße fest, 1638 in Breslau. Das heutige Universitätsgebäude war das Haus der Jesuiten.)

Auch die Salvatorkirche sollte gesperrt werden, da sie außerhalb der Stadtmauern lag. Doch der Rat von Breslau wiedersetzte sich mit Erfolg diesem Beschluß. 1702 sollte die Kirche noch einmal geschlossen werden. Ein Pfarrer hatte sich frei über die Anrufung der Heiligen und der Jungfrau Maria geäußert. Dadurch entstand beim Ausgang aus der Kirche ein Tumult, wahrscheinlich von den Jesuiten eingefädelt, der Pfarrer wurde verhaftet und das kaiserliche Amt befahl Schließung der Kirche. „Da aber zu befürchten stände, daß die aufgebrachten Kräuter (zu denen auch die Gräbschener gehörten) das kaiserliche Siegel abreißen und beschimpfen würden", blieb die Salvatorkirche den Evangelischen erhalten.

1708 wandten sich sämtliche ev. Kräutergemeinden links der Oder, im sogenannten Kräuter-Memorial, an den schwedischen Bevollmächtigten (nordische Krieg) mit der Bitte, doch durchzusetzen, daß auch an der Salvatorkirche alle kirchlichen Handlungen vollzogen werden dürften. Die Bitte wurde abgewiesen. Es durfte in der Kirche nur gepredigt werden. 1742 baten noch einmal 17 Gemeinden um das gleiche: Neudorf, Gabitz, Siebenhufen, Tscheppine, Woischwitz, Opperau, Gräbschen, Groß- und Klein-Mochbern, Hube, Tschansch, Dürrgoy, Höfchen, Brockau, Gandau, Groß- und Klein-Oldern. Erst 1746 wurde ihnen die Bitte gewährt. Durch die Kabinettsorder von 1757, die die Evangelischen von allen Zahlungen an katholische Pfarreien befreite, ist auch das ev. Gräbschen aller Verpflichtungen gegenüber der Nikolaikirche enthoben worden.

Die Salvatorkirche hat mancherlei Schicksale erfahren. Im siebenjährigen Kriege litt sie schwer. Im Festungsbereich von Breslau gelegen, mußte 1757 der Turm abgetragen werden, um den anrückenden Österreichern keinen Blick über die Mauern in die Stadt hinein zu ermöglichen. Der um die Stadt tobende Kampf setzte das Wohnhaus des Pfarrers in Brand, der Pastor selbst wurde von plündernden Kroaten aller seiner Habe beraubt, so daß er und die Seinigen buchstäblich nur das nackte Leben retten konnten. Nach dem Friedensschluß wurde die Kirche aus Mangeln an Geldmitteln nur ganz notdürftig wieder instandgesetzt. Bald aber verfiel sie immer mehr. Der das Gotteshaus umgebende Gatterzaun wurde zerbrochen, die Türen waren so wenig sicher verschließbar, daß Kirchenbänke und Fenstervorhänge, ja im Jahre 1805 sogar das Taufbecken gestohlen wurden. Die alte Orgel versagte 1799 den Dienst. Trotzdem diente die Kirche in diesem trümmerhaften Zustande noch fast 100 Jahre ihrem Zweck, bis sie in den Nachmittagsstunden eines Sonntags, am 12. 11. 1854, niederbrannte. Einem nicht genau verbürgten, aber sich hartnäckig erhaltenen Gericht zufolge, ist sie in Brand gesteckt worden, um manchen auftauchenden Wünschen der Hausbesitzer am damals schon auf allen Seiten bebauten Salvatorplatz zu einer schnelleren Erfüllung zu verhelfen. Bestechung soll den Brandstifter zu seiner Tat willig gemacht haben. Von der Kirche ist nichts übrig geblieben. (Im Hause des Herrn, Breslau 1924.)

1854 brannte die Kirche bis auf den Grund nieder. Als nun die Landgemeinden zum Bau der neuen Kirche mit Abgaben herangezogen werden sollten, trat eine Zersplitterung der Gemeinde ein und mehrere Dörfer erklärten plötzlich ihren Austritt aus der Gemeinde. Trotzdem konnte die neuerbaute Kirche 1876 eingeweiht werden. Dieser Neubau der Salvatorkirche wurde auf den Teichäckern errichtet. Gräbschen aber gehörte der neuen Salvatorgemeinde nicht mehr an. Nach einem Abkommen von 1865 sollten sich die evang. Bewohner der Ortschaften: Gräbschen, Opperau, Höfchen, Neudorf, Herdain, Huben, Dürrgoy, Brockau, Groß- und Klein-Oldern, Dürrjentsch, Wessig, Eckersdorf, Schönborn, Kundschütz, Oltaschin, Hartlieb, Klettendorf, Krietern, Lamsfeld, Woischwitz, Niederhof, Gabitz zu einem selbständigen Pfarrsystem vereinigen.

Von 1886—1900 gehörte Gräbschen zur St. Elisabethgemeinde.

1888 bildete sich der Parochialverband evangelischer Kirchengemeinden in Breslau, da die Stadt ihr Patronat über die evang. Kirchen aufgab. Das ständige Wachsen der Stadt zwang zu Gründungen von neuen Gemeinden, und es wurde erwogen, die um die Trinitatiskirche entstandenen neuen Straßen zu einer besonderen Kirchgemeinde zusammenzufassen. Die Ortschaft Gräbschen sollte damals schon der Trinitatiskirche zugeteilt werden. Am 1. August 1900 wurde die Trinitatisgemeinde errichtet und mit ihr Dorf und Gut Gräbschen vereinigt.

So ist von 1900 an Gräbschen bei St. Trinitatis eingepfarrt.

Werfen wir deshalb noch einen kurzen Blick auf die Entwicklung des Hospitals und der Kirche zu St. Trinitatis.

Das Hospital zu St. Trinitatis wird urkundlich zuerst 1319 genannt. Es lag außerhalb der Stadtmauer am Schweidnitzer Tor, zwischen dem Zwingerplatz und der Corpus-Christi-Kirche, die dem Johanniterorden gehörte. Es wurde ehemals das „Neue Hospital" genannt. Das Heilige-Geist-Hospital an der Oder, nahe der Sandbrücke, an der heutigen Dampferhaltestelle, und das Elisabeth-Hospital in der Gegend der Matthias-Kirche, reichten nicht mehr für die Kranken der Stadt aus. Bis 1526 stand das Hospital außerhalb der Stadtmauer. In diesem Jahre aber wurde es wegen der Türkengefahr von einer Mauer umgeben, so daß es von der alten und der neuen Stadtmauer wie in einem Gefängnishofe eingeschlossen war. Neben dem Hospital siedelten sich die Johanniter an und errichteten die Kapelle zum heiligen Leichnam (Korpus Christi). Zum ersten Male erwähnt 1326. Wo sich heute die Kommandantur befindet, stand ihre Burg oder Ballei. Sie war durch einen Brückengang mit der Kirche verbunden.

Am 29. November 1366 errichtete der Rat von Breslau eine besondere Kapelle mit einem Altar zur heiligen Dreifaltigkeit, unmittelbar neben der Korpus-Christi-Kirche. Von diesem Altar erhielt das Hospital und die spätere Kirche den Namen St. Trinitatis. Zum Hospital gehörten die Güter Schwoitsch mit Drachenbrunn, die Dörfer Klettendorf, Kleinburg und Krietern. Es wurde auch das „reiche Spittel" genannt, doch ist ein Herr Reich — siehe Reichstraße — nicht sein Gründer.

Über die Aufnahme und das Leben im Hospital sagt die Hospitalordnung von 1626 folgendes: „Sieche Bürger und Bürgerinnen durften nicht aufgenommen werden, ledige Jungfrauen höchstens ausnahmsweise mit besonderer Bewilligung des Rats. Frömmigkeit und Verträglichkeit waren Bedingung der Aufnahme. Beim Eintritt wurde eine Geldzahlung verlangt, ebenso die eidliche Verpflichtung, den ganzen Nachlaß dem Hospital zu hinterlassen. Die Insassen waren zum Besuch der Predigt und der täglichen Gebetsandacht bei Strafe der Entlassung verpflichtet, sie durften im Hospital nicht Handel oder Gewerbe treiben, nicht sich zanken oder weltliche Lieder singen."

Im siebenjährigen Kriege hatte auch das Hospital zu leiden. 1760 und 1761 wurden die Hospitalgüter von den Russen geplündert.

1748 und 1749 wurde das Hospitalgut Schwoitsch von Heuschrecken schwer heimgesucht. Nach Verbrennung der Brut im Herbst sollten die übriggebliebenen Insekten mit Schellen und lautem Getöse zusammengetrieben und mit Dreschflegeln totgeschlagen werden.

Mit dem Wachsen der Stadt Mitte des 19. Jahrhunderts war das Hospital gezwungen, dem Plan einer Übersiedlung in eine günstigere Gegend näher zu treten. Auf den Siebenhufener Äckern wurde im September 1865 eine Fläche von 14 Morgen und 4,7 Quadratruten von Herrn Kommerzienrat v. Loebecke erworben. Am 4. Juli 1869 konnte die neuerbaute Kirche eingeweiht werden.

1900 wird die Hospitalkirche zur Pfarrkirche für die neu gegründete Trinitatisgemeinde, der Gräbschen zugehört.

Mit der Entwicklung der Vorstadt Gräbschen schien auch ein Wachsen der Gemeinde in Aussicht zu stehen. Es wurde deshalb schon 1907 das Grundstück Roonstraße 26/28 für einen späteren Kirchen- und Pfarrhausbau erworben. ½ Morgen schenkte die Terraingesellschaft Gräbschen, ½ Morgen das Dorf und 1½ Morgen wurden mit je 4 RM. bezahlt.

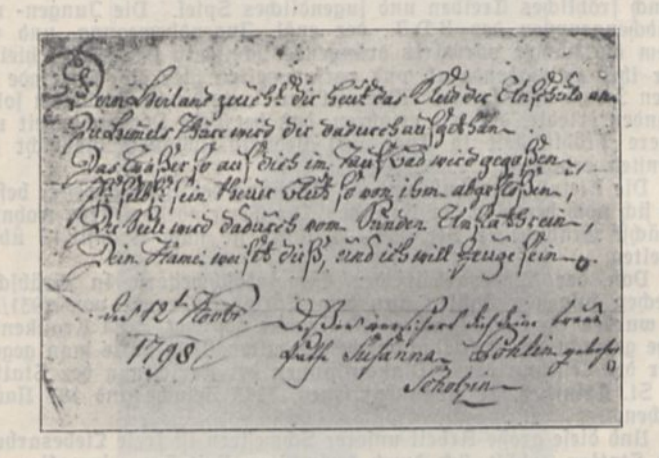
Der Weltkrieg machte zunächst den geplanten Kirchbau unausführbar.

Im Juni 1928 konnte endlich mit dem Bau des Gemeindehauses begonnen werden. Entwurf und Bauleitung lag in den Händen der Architekten Klein und Wolf-Breslau. Am 19. Januar 1930 fand die Einweihung statt.

Das Haus aus Klinkerziegeln erbaut, enthält einen Gemeindesaal mit Bühne und Orgelempore von zusammen etwa 600 Plätzen und dient, solange der Kirchbau selbst noch nicht fertiggestellt ist, auch den gottesdienstlichen Zwecken. Eine Turnhalle, eine der modernsten Breslaus, liegt unter dem Saal. Das Haus enthält noch 2 Konfirmandenzimmer, 2 Jugendräume mit Ankleideräumen und eine Hausmeisterwohnung.

Das Gemeindehaus ist ein Mittelpunkt geworden nicht nur des kirchlichen und kirchlich-sozialen Lebens in der Vorstadt Gräbschen, sondern hat seine Pforten stets geöffnet für alle volksbildnerischen und volkserzieherischen Bestrebungen.

Taufschein, im Besitz einer eingesessenen Gräbschener Familie.



Dein Heiland zeucht Dir heut das Kleid der Unschuld an.
Die Himmelstüre wird Dir dadurch aufgetan.
Das Wasser, so auf Dich im Taufbad wird gegossen,
ist selbst sein teuer Blut, so von ihm abgeflossen.
Die Seele wird dadurch vom Sünden-Unflat rein,
Dein Name weiset dies, und ich will Zeuge sein.

f) Die Diakonissen-Station in Gräbschen.

Die Diakonissen-Station Gräbschen ist eine Zweigstelle der Diakonissenstation der Trinitatisgemeinde, die am 1. 4. 1903 mit 2 Gemeindeschwestern Gräbschenerstr. 49 gegründet wurde. Die Schwestern gehören dem Mutterhaus Bethanien an.

Am 4. 12. 1903 wurde die lang ersehnte 2. Station in Gräbschen errichtet.

Am 1. 10. 1925 wurde eine Kleinkinderschule mit einer Schulschwester eingerichtet. Die Gemeinde hatte zu diesem Zwecke im Garten des Gerichtskretschams von Sauer eine Baracke aufgestellt. Hier hielt die Gemeinde auch vor Errichtung des Gemeindehauses Roonstr. ihre Gottesdienste ab. Jahrelang sah diese Baracke auch manch fröhliches Treiben und jugendliches Spiel. Die Jungen- und Mädchengruppen des B.D.J., der evgl. Jugendbewegung, und vor allem die immer vorwärts drängende Freischar im B.D.J., hielten hier ihre Heimabende ab und versammelten hier die Gemeinde bei ihren Festen und Feiern. Wer mit der Jugend von Gräbschen solche Stunden erlebte, der hat erfahren, daß herzliche Verbundenheit und innere Fröhlichkeit in Enge und Bedürfnislosigkeit vielleicht am schönsten erblühen.

Die Kleinkinderschule und die Wohnung der Schulschwester befinden sich noch heute in der Baracke. Die Gemeindeschwestern wohnten zunächst Gräbschener Str. 225—227, bis sie nach Roonstr.12 übersiedelten.

Von der Liebesarbeit der Gemeindeschwestern in Gräbschen sprechen folgende Zahlen aus dem Tätigkeitsbericht von 1931/32: Es wurden im Berichtsjahre 182 Kranke gepflegt, 4284 Krankenbesuche gemacht und 135 Nachtwachen gehalten. Dem halte man gegenüber die Leistung der 2 Diakonissinnen bei Errichtung der Station bei St. Trinitas: 78 Krankenpflegen, 1285 Besuche und 181 Nachtwachen.

Und diese große Arbeit unserer Schwestern ist freie Liebesarbeit! Die Station erhält sich durch freiwillige Beiträge, einmalige Geschenke, durch Dankesopfer für geleistete Pflegen, durch Einnahmen von Familienabenden und Kirchenkonzerten. Wahrlich, wir sind unsern Schwestern großen Dank schuldig!

g) Die Friedhöfe.

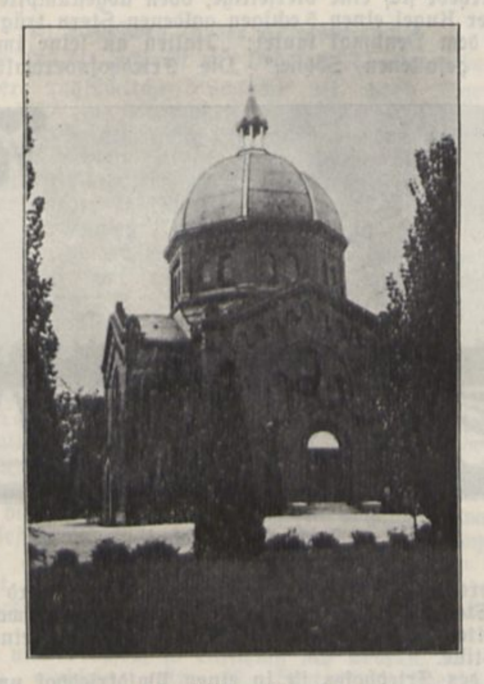
Die Einwohner der Dorfgemeinde Gräbschen, die beiden Glaubensbekenntnissen angehörten, begruben ihre Toten auf dem Friedhof bei der Nikolaikirche. (Der heutige Niklas-Weg erinnert noch an den ehemaligen Totenweg.) Man sah damals nichts darin, daß Evangelische und Katholische auf denselben Gottesacker kamen.

1844 stiftet Gutsbesitzer Sauer aus Gräbschen inmitten seiner Ländereien ein Stück Land als Grundstock zur Anlage eines Gemeindefriedhofes. Auf dem Grabstein der Familie Sauer ist diese Stiftung noch heute in Stein gemeißelt zu lesen. (Der Grabstein befindet sich in Feld 11, nördlich der Kapelle.)

1868 legt die Stadt Breslau in Gräbschen ihren ersten Friedhof an. Es ist Teil 1 des heutigen Gesamt-Friedhofs, der von der Kürassierstr., der Gräbschener Str. und dem ehemaligen Friedhof der Dorfgemeinde eingeschlossen ist. Die Felder 10—14 dieses Teiles

erhielt das Kloster der barmherzigen Brüder zur Beerdigung für die in seinem Krankenhaus Verstorbenen.

1881 wird Teil 2 der heutigen Gesamtanlage, westlich der Straße nach Opperau, errichtet. Die Beerdigungskapelle ist eine Stiftung von Frau Caroline Gierth. (Siehe Gierth Str.) Sie wurde erbaut 1881—1882. Dieser Teil enthält den an der Lohe gelegenen Urnenhain. Hier finden wir sehr schöne Grabstellen. (Bis 1926 hatte Breslau selbst keine Einrichtung zur Verbrennung von Leichen, doch konnten schon im Urnenhain Urnen beigesetzt werden.) In



Gierth'sche Kapelle.

Feld 25, Grabstelle 491, befindet sich das Grabmal der Schauspielerin Dilma Illing, die im Jahre 1903 bei der Aufführung eines Lutherfestspieles durch Brand auf der Bühne den Tod fand.

1916 wurde Teil 3 der Gräbschener Friedhöfe freigegeben. Er enthält die Anlage für Leichenverbrennungen (Krematorium). Sie wurde 1925 in Backstein erbaut. (Während sich im allgemeinen der Verbrennungsofen unter der Trauerhalle befindet, so daß der Sarg nach unten verschwindet, befindet sich hier der Verbrennungsraum hinter der Halle, in gleicher Höhe mit ihr, so daß der Sarg nach hinten zu den Raum verläßt. Zu dieser Anlage zwangen die Grundwasserverhältnisse.) Auf dem Giebel über dem Haupteingange stehen die Worte: „Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem

Weisen und nicht als Ende dem Frommen." An die Trauerhalle lehnen sich an beiden Seiten die Urnenhallen an.

Erweiterungsanlagen für den Friedhof sind nach Süden zu im Entstehen begriffen.

Eine Anlage von besonderer Schönheit ist im Teil 3 der Italiener Friedhof, westlich von Feld 50. Hier liegen 962 italienische Soldaten begraben, das sind sämtliche italienische Soldaten, die von 1915—1918 in schlesischen Lazaretten gestorben sind. Jedem Toten ist ein schräger Stein gesetzt, der seinen Namen trägt. Inmitten des Friedhofs erhebt sich eine vierseitige, oben abgestumpfte Pyramide, die auf einer Kugel einen 5eckigen goldenen Stern trägt. Die Inschrift auf dem Denkmal lautet: „Italien an seine im Weltkrieg 1915—1918 gefallenen Söhne." Die Friedhofsverwaltung pflegt



Italiener-Friedhof.

mit besonderer Liebe den Italiener-Friedhof. Er wird jedes Jahr in einen Staudengarten von großer Schönheit verwandelt. Er bildet inmitten der allgemeinen Friedhofsruhe noch eine besondere Insel der Stille.

Teil 1 des Friedhofes ist in einen Waldfriedhof umgewandelt. Hinter Gruppen von seltenen Nadelgehölzen (Blautannen, Douglasfichten, Weymouthskiefern), Lebensbäumen und einheimischen Gehölzen verbergen sich die Stätten der Toten. Das Unterholz bilden Wachholder, Buxbaum und Taxus.

Derweilen wir einen Augenblick an dem schlichten Holzkreuz mit dem Greif und gedenken wir des Toten, eines schlesischen Wandervogels, der im 24. Lebensjahre auf einer Fahrt durch Bulgarien 1928 in Sofia den Tod fand. (Feld 7 am Wege zum Gemeindefriedhof.) Inmitten des Feldes 7 liegt auch das Erbbegräbnis der Familie Eichborn (Siehe Eichborngarten!)

Der Waldfriedhof erfreut ganz besonders das Auge des Naturfreundes: Im Frühlinge sprießen an den Rändern der Wege Veilchen, Leberblümchen, Schneeglöckchen, Scilla, Springauf und Märzbecher, dann stecken die Kastanien ihre leuchtenden Kerzen an, im

Sommer duften die Linden, im Spätsommer die Akazien, im Herbste raschelt das bunte Laub der Eichen und Ahorne zu unsern Füßen. Und vielleicht eins der schönsten Naturbilder gibt uns der Friedhof im Winter, wenn ihn die Sonne im Rauhreif bestrahlt.

Im Teil 3 sind die Wege mit Spierstrauch (Spirea van Houtten) eingefaßt. Wenn diese Sträucher blühen, geht man wie an Wasserfällen weißer Blüten entlang. Unsere Gräbschener Friedhöfe sind in ihrer gärtnerischen Schönheit so recht eine Augenweide und nicht nur eine würdige Stätte für unsere Toten, sondern auch für uns Lebende wie ein schöner stiller Park, der zum Verweilen einladet.

h) Gräbschen in der Kriegsgeschichte.

Gräbschen und die Schlacht vor Breslau (22. November 1757).

Nach der unglücklichen Schlacht bei Groß Jägersdorf am 30. August 1757 in Ostpreußen gegen die Russen mußte sich Friedrich der Große gegen die Franzosen wenden. Er beauftragte den Herzog von Bevern mit der Verteidigung von Schlesien. Der König gedachte mit den Franzosen schnell fertig zu werden und Anfang Oktober wieder in Schlesien zu sein. Der Herzog schreckte vor der ihm zugedachten Aufgabe zurück und fühlte sich der Verantwortung nicht gewachsen. Er teilte auch seine Bedenken sofort dem Könige mit. Der aber nahm den Auftrag nicht zurück, sondern betonte nur, der Herzog möge nur sich selbst vertrauen. Der Herzog sollte Nieder- und Mittelschlesien solange behaupten, bis der König wieder zurück wäre.

Beim Abmarsche des Königs befand sich Bevern mit seiner Armee im Lager bei Bernstadt-Radmeritz in der Lausitz zu beiden Seiten der Lausitzer Neisse. Die Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen und General Daun — dem Zauderer — beobachteten nur mit Vorsicht die Bewegungen des Herzogs und beschlossen nicht eher vorzugehen, bis sie Gewißheit hatten, daß der König über die Elbe gegen die Franzosen abgezogen war. Bevern bezieht ein festes Lager bei Görlitz, wird hier bei Moys von den Österreichern geschlagen, zieht über Bunzlau in ein Lager bei Liegnitz, gibt auch dieses unter dem Drucke der Österreicher auf und strebt Breslau zu, um noch diese Festung vor den Österreichern zu erreichen. Die gerade Verbindung mit Breslau über Neumarkt war bereits unterbrochen, so entschloß sich Bevern, auf das rechte Oderufer zu wechseln. Am 28. September überschritten die Preußen bei Dieban, südlich Steinau, die Oder und rückten über Schöneiche, Neudorf, Mondschütz, Protsch nach Pohlanowitz, wo sie am 30. September ein Lager bezogen. Der Herzog ging noch in der Nacht nach Breslau, die Armee marschierte im Laufe des Vormittags durch Breslau über die Oder und rückte in ein Lager östlich der Lohe zwischen Kosel und Kl. Mochbern. Kosel, Pilsnitz, Schmiedefeld, Maria-Höfchen, Kl. Mochbern und G r ä b s c h e n wurden mit Infanterie besetzt.

Die Österreicher, welche vor den Preußen in Breslau ankommen wollten, aber sehr langsam marschierten, hatten nun das Nachsehen. Als sie über die Weistritz kamen, erkannten sie die Preußen schon an der Lohe; sie bezogen daher ein Lager westlich des Floßgrabens von Strachwitz bis westlich Gr. Masselwitz.

Als die Armee Breslau erreicht hatte, war die Zeit herangekommen, da der König aus Thüringen zurück sein wollte. In Schlesien sah es schlimm aus: der westliche Teil der Provinz war in Feindeshänden, Schweidnitz wurde belagert. Wie lange Breslau würde gehalten werden können, war sehr fraglich. Der König hoffte zuversichtlich, daß der Herzog die schlesische Hauptstadt unter allen Umständen halten und den Feind angreifen würde, solange dieser durch die Belagerung von Schweidnitz geschwächt war.

Fast zwei Monate trennte der Loheabschnitt die feindlichen Heere. Die Österreicher zeigten eine fortgesetzte Scheu vor entscheidenden Entschlüssen.

Von dem Dorfe Lohe bis zur Mündung war die Lohe meist sumpfig und nur auf Brücken überschreitbar. Diese waren von Klettendorf bis zur Mündung abgebrochen. An der Lohe wurden Verschanzungen errichtet, der Pilsnitzer Wald durch Verhaue gegen die Kroaten, die sich schon in Kl. Masselwitz festgesetzt hatten, gesichert. Das eigentliche Lager der Preußen befand sich hinter der Lohe zu beiden Seiten der Straße nach Lissa. Es war durch Feldschanzen gegen Westen gesichert. Das Hauptquartier war in Pöpelwitz. Zieten deckte die linke Flanke zwischen Kl. Mochbern und der Nikolai-Dorstadt. In Gräbschen lag das Freibataillon Le Noble, südlich Gräbschen standen Husaren.

Am 24. Oktober besetzte der Feind Klettendorf, worauf die Preußen von Hartlieb nach Kleinburg zurückgingen. Die Lage der Verteidiger wurde recht schwierig, da leichte feindliche Truppen weit um die Stadt herumgriffen und die Heranführung der Verpflegung sehr erschwerten. Die Zufuhr vom Auslande lag in den Händen polnischer Händler, die wollten bares Geld sehen, und das Geld der Preußen wurde knapp. Die Polen verboten die Ausfuhr von Lebensmitteln nach Schlesien. Aufrufe der österreichischen Regierung wiegelten das Volk gegen den König auf; der Herzog erließ Gegenaufrufe. Die Befestigung von Breslau war sehr vernachlässigt. Der Herzog suchte durch Rekrutierung seine Armee zu vergrößern; doch stieß er in Oberschlesien und in der Grafschaft Glatz bei der Aushebung neuer Mannschaften auf Schwierigkeiten. Mit großen Hoffnungen konnte also der Herzog nicht an die Verteidigung von Breslau herangehen.

Auch die Österreicher hatten Schwierigkeiten. Überläufer klagten über Brotmangel, die Fahnenflucht riß stark ein.

Da lief die Siegesnachricht von Roßbach ein (5. November 1757) und Bevern beschloß, die Österreicher anzugreifen; aber bald folgte die Nachricht von dem Verluste Schweidnitz', und Bevern gab seine Angriffsabsichten auf. Die durch den Fall von Schweidnitz freigewordenen Österreicher bezogen ein Lager zwischen Bettlern und Opperau. Die Österreicher beschlossen nun den Angriff auf Breslau. Als Bevern die feindlichen Angriffsabsichten erkannte, verlängerte er seine Front über Gräbschen bis Gabitz, und Zieten errichtete eine Schanze südwestlich von Gräbschen und zwei Werke bei den Gabitzer Windmühlen. Am Abend des 21. November nahmen die Österreicher noch Krietern weg; das bestärkte Bevern noch mehr in dem Glauben, daß der Hauptangriff aus dieser Richtung erfolgen würde, während er aus der Richtung

Gr. Mochbern—Maria-Höfchen erfolgte. Die Preußen gingen mit 28 000, die Österreicher mit 83 000 Mann in die Schlacht. Zu Beginn der Schlacht stand Bevern auf der Höhe zwischen Gräbschen und Gabitz, sein Gegner wählte als Standort die Batterie am Wege Gr. Mochbern—Maria-Höfchen.

Um ½10 Uhr, als sich der Nebel gelichtet hatte, eröffneten die österreichischen Batterien das Feuer gegen die preußischen Verschanzungen, die sie fast vollständig zerstörten. Unter dem Schutze dieses Feuers wurden 7 Brücken über die Lohe geschlagen. Um ½1 Uhr gab Prinz Karl durch das Anzünden von Pechkränzen in den Batterien bei Groß-Mochbern das Zeichen zum Angriff. Auf den zwischen Gräbschen und Klein-Mochbern hergestellten Brücken gingen die Österreicher zuerst über die Lohe. Die schwachen preußischen Kräfte erlitten schwere Verluste und gerieten schließlich in Unordnung. In der Schanze von Gräbschen standen Teile des Regiments Schultze. Die meist jungen Mannschaften brachten Verwirrung in das Regiment, daß es durch Gräbschen zurückflutete. Um 2 Uhr mußten die Preußen die Stellung Klein-Mochbern—Gräbschen aufgeben. Bis zum Abend drangen die Österreicher noch an allen Punkten über die Lohe. Erst in der Nikolaivorstadt sammelten sich die geschlagenen Truppen und zogen noch in der Nacht durch Breslau in ein Lager zwischen Leipe, Protsch, Lilienthal und Rosenthal. Die Österreicher rückten in die Stellung zwischen Gräbschen und Kosel und schlossen Breslau ein.

Der König schrieb sehr ungnädig an Bevern: „Bey solchem Umstande, und wenn Ew. Liebden so continuiren, so muß ich nicht nur Deroselben lediglich die Perte von Schweinitz zuschreiben, sondern Sie werden Mich auch um ganz Schlesien bringen, Meine ganze Armee decouragiren und Mich in Verlust von Land und Leuten setzen, Ihrer Reputation aber einen ewigen Affront und Schande zuwege bringen. Überdem bringen Sie mich hier in die Nasse, da ich meinen geraden Weg hier fortgehe, indeß durch Ihr Stillsitzen sich der ganze Klumpen vom Feinde hierher auf Mich ziehen wird." Aber noch mehr Unglück sollte über die Preußen kommen: Bevern wurde bei einem nächtlichen Ritt zu seinen Vorposten bei Leipe von Kroaten gefangen genommen. Zieten übernahm die Führung der Armee, die bereits bis Glogau gelangt war und führte sie über Polkwitz und Lüben nach Parchwitz, wo er sich mit dem Könige am 2. Dezember vereinigte. Die geschlagene Armee scheute sich vor dem ersten Begegnen mit dem Könige; aber der König begrüßte die Truppen mit den Worten: „Guten Tag, Kinder! Ihr habt viel gelitten. Aber Alles soll gut werden!" Der Anblick der Sieger von Roßbach wirkte erhebend auf die gedrückte Stimmung der Truppen und nur 3 Tage später verhalfen ihm dieselben Truppen zum Siege von Leuthen!

Wie stand es um Breslau? Die Österreicher verlangten die Übergabe, die Preußen erbaten sich Bedenkzeit. „In der Stadt verbreiteten sich inzwischen Gerüchte von einer bevorstehenden Übergabe, und ein Volkshaufe plünderte ein Mehlmagazin. Den Soldaten wurde aus den Klöstern Branntwein zugetragen, und die Fahnenflucht nahm überhand. Von einigen Wachen lief die Mannschaft weg; viele versteckten sich in den Klöstern." So wurde denn Breslau übergeben. Den Truppen wurde freier Abzug nach Glo-

gau mit Waffen und Fahnen zugesichert. Am 25. Dezember morgens 3 Uhr wurde das Schweidnitzer und das Odertor übergeben.

Noch ehe die preußischen Truppen abgerückt waren, kamen österreichische Abteilungen in die Stadt und mischten sich unter die preußischen Truppen. Man redete ihnen zu, nach Hause zu gehen, und die Fahnen zu verlassen, da die Herrschaft des Königs von Preußen zu Ende sei. Prinz von Lothringen versprach jedem davongelaufenen Soldaten einen Dukaten. So kam es denn, daß Mannschaften ihre Gewehre wegwarfen, Unteroffiziere mit ganzen Abteilungen davonliefen. „Bald sah man die Straßenjugend mit den preußischen Gewehren und Trommeln spielen."

Ein großer Teil der Mannschaften aber, die sich zerstreuten, um sich in ihre Heimat zu begeben, eilten freiwillig dem König von Preußen entgegen und boten ihm ihre Dienste an, als sie hörten, daß er sich mit seiner Armee nähere. Diese Mannschaften haben wenige Tage später den Sieg von Leuthen mit erkämpft!

Die Österreicher konnten sich ihres Sieges nicht lange erfreuen, bald mußten sie ihre Front an der Lohe nach Westen kehren, dem anmarschierenden Könige entgegen. Und schon wenige Tage später verblaßte der Sieg bei Breslau gegen Leuthen.

Gräbschen und die Schlacht bei Leuthen.

Den Österreichern sollte nach dem Siege bei Breslau keine Ruhe vergönnt sein; denn schon nahte der Sieger von Roßbach der schlesischen Hauptstadt.

Nach der Einnahme von Breslau hatten die Österreicher das von den Preußen verlassene Lager östlich der Lohe bezogen. Sie hatten die Absicht, hier den König zu erwarten. Hätten sich die Kämpfe wieder an der Lohe abgespielt, dann wäre Gräbschen zum zweiten Male in den Mittelpunkt einer Kampfhandlung gezogen worden. Da aber die Österreicher beschlossen, dem Könige entgegenzugehen, kam es nicht zu einer zweiten Schlacht an der Lohe, sondern zur Schlacht bei Leuthen. Lag also auch Gräbschen außerhalb der eigentlichen Kampfhandlung, so ist es doch von durchziehenden Truppen nicht verschont geblieben. Nach ihrer Niederlage fluteten die Österreicher über die Lohe zurück. Prinz Karl von Lothringen und General Daun, die geschlagenen österreichischen Heerführer, versammelten sich in der Morgenfrühe des 6. Dezember mit einigen Generalen und Offizieren in Gräbschen, und die österreichische Armee sammelte sich zwischen Gräbschen und der Ohlauer Vorstadt.

Am 7. Dezember überschritt der König die Lohe und schloß Breslau in der Linie Morgenau, Huben, Lehmgruben, Neudorf, Gabitz, Nikolaivorstadt ein. In Gräbschen stand preußische Kavallerie. Des Königs Hauptquartier war in Dürrgoy. Nun blieb Gräbschen drei Jahre in preußischer Hand. Da kam das Jahr 1760 und damit

---

Die 2. Belagerung Breslaus im siebenjährigen Kriege.

Es sah aus, als sollte Schlesien Friederich d. Gr. verloren gehen: Auf der rechten Oderseite standen die Russen, auf der linken zwei österreichische Armeen, in Glatz waren die Preußen eingeschlossen. Von Zobten rückten die Österreicher gegen Breslau, das



Schlacht bei Breslau, 22. November 1757.
Karte aus der Zeit Friedrichs d. Gr.

von Tauentzien verteidigt wurde. Preußische Vorposten standen an der Lohe. Während dessen wurde Glatz von den Österreichern eingenommen, und die dort verwendeten Truppen wurden nun auch gegen Breslau eingesetzt und lagerten sich in der Linie Dürrgoy—Gräbschen. Diesmal fiel Breslau nicht in die Hand der Belagerer; Tauentzien wies alle Angriffe zurück. Und als die Öster-

reicher vom Heranrücken der Armee des Prinzen Heinrich hörten, gaben sie die Belagerung auf und zogen sich nach Kant (Canth) zurück. Und wieder lagerten die Preußen bei Gräbschen, ehe sie in Breslau einzogen.

Gräbschen und die letzte Belagerung von Breslau, v. 6. 12. 1806 bis 7. 1. 1807.

Mit stolzem Siegesbewußtsein waren 1806 die Truppen aus Breslau gegen Napoleon gezogen. Aber das Unglück kam schnell. Und wenn auch damals die Postverbindungen und alle Verkehrsverhältnisse noch sehr mangelhaft waren, so kam doch die traurige Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld, 10. 10. 1806, und der vernichtenden Niederlage des preußischen Heeres bei Jena und Auerstädt, 14. 10. 1806, schon wenige Tage später, am 19. 10., nach Breslau.

Mit fieberhaftem Eifer ging man daran, Breslau für eine Verteidigung vorzubereiten. Breslau war damals noch eine bedeutende Festung. Der heutige Stadtgraben zeigt noch den Verlauf der damaligen Befestigung. 5000 Ztr. Pulver wurden aus den Magazinen auf dem Elbing und jenseits der Oder hinter der Rosentaler Brücke in die Keller der Taschenbastion (Liebichshöhe) gebracht. In der Klosterküche des Vinzenz-Stiftes am Ritterplatz wurden Flintenkugeln gegossen. Auf dem Elisabeth-Kirchturme, dem Rathausturm und „auf dem sogenannten Guten Graupen-Turm an der Ohlau, wo die Brücke aus der Altstadt vom Neumarkte aus nach der Neustadt führt", wurden Beobachtungsstellen eingerichtet.

Allmählig strömten immer mehr Flüchtlinge in die Stadt, und immer genauere Nachrichten über die Annäherung des Feindes trafen ein. Es waren bayrische und württembergische Hilfstruppen, die auf Breslau marschierten. (Deutsche gegen Deutsche!) Augenzeugen berichten von dem Übermut und der Habgier der bayrischen und württembergischen Hilfstruppen, „womit diese ihre erbitterte Feindschaft gegen alles Preußische auf eine so verheerende Weise an den Tag legten, daß Furcht und sorgenvolles Zagen die Herzen der Bewohner erfüllte."

Die Bürgerschaft Breslaus richtete die Kellergewölbe zum Wohnen ein, die Kellerfenster und Türen wurden mit Strohmist und Sand versetzt, auf die Böden wurden Eimer mit Wasser gesetzt.

Als am 16. 11. früh 9 Uhr die Turmuhren still stehen mußten und das Läuten der Glocken untersagt wurde, da wußte man, daß der Feind in der Nähe sein müsse. Es liefen auch Nachrichten ein, daß er bereits bis Neukirch, Masselwitz und Pilsnitz vorgedrungen sei. Gräbschen lag noch innerhalb der Vorpostenkette, die sich jenseits Oltaschin, Klettendorf, Schmolz, Gr. und Klein-Mochbern, Neukirch, Gandau, Kosel und Pöpelwitz hinzog.

Am 17. 11. erscheint der Feind vor Breslau und fordert durch einen Parlamentär die Übergabe der Stadt, die natürlich verweigert wird. (Dieser Parlamentär war ein bayrischer Offizier. Er hat es selbst bedauert, daß gerade deutsche Hilfstruppen dazu ausersehen waren, gegen das stammverwandte Preußen zu kämpfen.)

Die Bayern kamen im Norden ziemlich dicht an die Stadt heran, in die Gegend der heutigen Drei-Linden- und Langegasse, Matthiasstraße, 11 000 Jungfrauen-Kirche und Alt-Scheitnig. Am Striegauer Platz errichteten sie ein Schanzwerk.

Im Süden kam der Feind bis Kleinburg, Höfchen, G r ä b s c h e n und Mochbern.

Schon am 20. 11. wurde es um Breslau stille. Man konnte bei Leuchtkugeln in der Nacht bemerken, wie der Feind von G r ä b s c h e n aus in der Richtung nach der Oder zu abzog. Breslau durch Handstreich einzunehmen, war ihm mißglückt. Nun wurden die Tore wieder geöffnet und die Turmuhren durften wieder schlagen. Da man aber mit einer zweiten Belagerung rechnen mußte, hieß es, neue Vorräte beschaffen. Sehr vielen Bürgern aber fehlten dazu leider die Mittel, und sie mußten von ihrem Hausrat mancherlei verkaufen oder verpfänden. Da floß manch bittere Träne! Und die Not dieser Menschen benutzten Wucherer und Schacherer und gaben die Lebensmittel nur zu hohen Preisen ab.

Schon am 6. 12. erschien der Feind wieder vor Breslau. Er kam aus der Gegend Pöpelwitz, Gandau, Mochbern, G r ä b s c h e n und Höfchen. Der französische General Vandamme hatte sein Quartier in Lissa aufgeschlagen.

Der Feind beginnt nun, durch eine Reihe von Laufgräben die Stadt völlig abzuschließen. In der Nikolaivorstadt errichtet er starke Batterien, von wo aus er die Stadt am meisten beschießt. Zur Anlage seiner Stellungen benutzt der Feind die Bewohner der umliegenden Dörfer (ob da nicht auch Gräbschen wird beteiligt gewesen sein?) so daß man von der Stadt aus diese Arbeiten nicht stören konnte.

Trotz der schon beginnenden Beschießung der Stadt gab es noch Neugierige genug, die versuchten, auf die Festungswälle zu gelangen, um zu sehen, was außerhalb vorgehe. Dieses für manche also noch belustigende Schauspiel sollte sich aber bald in grausigen Ernst verwandeln.

Der Statthalter von Breslau, General von Thiele, wohnte im Fürst Hatzfeldschen Palais, dem heutigen Oberpräsidium auf der Albrechtstr. (In den Kellern dieses Hauses machte Karl v. Holtei die Belagerung durch, die er in seinen „40 Jahren" beschreibt.)

Der Feind überschüttete nun die Stadt mit Bomben und Granaten, mit Kugeln und Pechkränzen. Oft erschallte das Geschrei: „Der Feind stürmt!", dann wurde „Generalmarsch" geschlagen und alle Soldaten und die Bürgerwehr rannten auf die Wälle. Die Bewohner flüchteten sich in die Keller und Gewölbe und verpackten die Fenster und die entbehrlichen Türen mit Pferdemist, Wolle, Federsäcken und Papierstößen. Von Zeit zu Zeit schwieg die Beschießung. Dann erschien ein feindlicher Offizier vor dem Nikolaitore, der mit verbundenen Augen vor den Statthalter geführt wurde. Er wollte wegen Übergabe der Stadt verhandeln. Aber ob auch Prinz Hieronimus Napoleon, der Bruder des Kaisers Napoleon, als jetziger Oberbefehlshaber der Belagerungstruppen, noch so günstige Bedingungen stellt, die Stadt ergibt sich nicht. Aber immer, wenn ein Unterhändler abgewiesen war, verstärkte sich die Beschießung. Die Nikolai-, die Odervorstadt und der Hinterdom gingen in Flammen auf. „Die ganze Nacht hindurch währten diese Brände, wodurch es so hell war, daß man in den Straßen der Stadt füglich ein kleines Silber-Gröschel von einem kleinen Kreuzer unterscheiden und einen Brief hätte lesen können". Der Brand der Vorstädte nahm immer weitere Ausdehnung an, er erhielt immer weitere Nahrung und erfüllte den Dunstkreis mit heller Glut und feurigen Rauchgarben,

„alle teilnehmenden Menschenherzen wehmutsvoll niederbeugend". Das Elend in den Vorstädten und nahen Ortschaften war nicht zu beschreiben, „der Feind läßt dem Säugling nicht die Windeln, keinem Menschen die Stiefeln, Halstücher, Geld und sonstiges Eigentum. Es sei ein herzzerreißender Zustand". (Von diesem Jammer wird wohl auch Gräbschen nicht verschont geblieben sein.)

Am 13. 12. brennt die 11 000 Jungfrauen Kirche ab und am 20. 12. die Nikolai Kirche mit den „von allen Kunstkennern so hoch gepriesenen 14 Gemälden des berühmten vaterländischen Meisters Willmann". (Willmann, der „schlesische Rembrandt", Gemälde: Hochaltarbild in der Elisabeth-Kirche, Bilder in der Sandkirche, Vinzenzkirche, Schles. Museum für bildende Künste. Über Willmann siehe: Benediktus, Geschichten und Gedanken aus dem Oderwalde v. Griesingen-Hain.) Der Brand der Nikolaikirche bedeutete für Gräbschen ein besonderes Unglück, da es ihre Pfarrkirche war. (Sie war nach 1428 erbaut worden und blieb bis 1882 in Trümmern liegen.)

Am 18. 12. wurden die ersten Franzosen bei den Belagerern festgestellt. An diesem Tage geschah folgender seltsamer Vorfall: In der „Nähe der großen Rats-Wage auf der Paradeplatz-Marktseite" (heute steht hier das Denkmal Friedrichs des Großen) fand eine Truppenaufstellung statt. Es lagerten dort aber auch zahlreiche Fässer mit Heringen. In die schlug nun eine Bombe, so daß die Heringe auf dem Marktplatz herumgeschleudert wurden und die Mannschaften Gelegenheit hatten, Heringe auf der Straße zu fischen.

Aber so glimpflich ging es nicht immer ab. Die Elisabethkirche mit ihren Kapellen und ihrem Turme wurden arg zerstört, die kostbare Orgel vernichtet und außerordentlich hatte das Krankenhaus der Elisabethinerinnen auf der Antonienstr. zu leiden. Hier wurden sämtliche Stuben und Gewölbe durchschlagen, und doch lagen noch Kranke in den Kellern. Viele Bürgerfamilien flüchten sich jetzt „in die unter der Kreuzkirche auf dem Dome als Crypta befindliche, über 500 Jahre alte und seit 1633 leer stehende St. Bartholomäus Kirche, in welchen festen von Geschossen gesicherten Zufluchtsort sich eine Menge Einwohner — dem Vernehmen nach über 400 — gerettet haben. Es soll dies einen ganz eigentümlichen Anblick gewähren. Betten stehen an Betten, die Sakristei ist die gemeinsame Küche und die Sorge für den Leib die einzige, die hier obwaltet. Da haust und lebt der Priester neben dem Laien, der Vornehme neben dem Geringen, der Reiche neben dem Armen, der Gesunde neben dem Kranken, der Gebildete neben dem Rohen. Not reißt jede Scheidewand nieder und führt zur wirklichen Gleichheit".

Die Bewohner bemühen sich, die Soldaten bei gutem Mute zu erhalten. Zum Weihnachtsfeste sammeln sie für die Verteidiger Brot, Bier, Branntwein, Tabak, geräuchertes Fleisch, auch Warmbier. Die Garnison bestand auch nicht in allen ihren Teilen aus sicheren Mannschaften. 1793 war ein Teil von Polen, Süd-Preußen (2. Teilung Preußens zwischen Preußen und Rußland) zu Preußen gekommen. Mannschaften aus diesen polnischen Gegenden hatten Breslau zu verteidigen. Es sind viele von ihnen weggelaufen, haben Verrat geübt, haben gar von den Toren die Schlösser abgefeilt, daß die Tore offen standen oder haben sich gegen ihre Offiziere frech benommen. Harte Strafen mußten oft während der Belagerung über solche Mannschaften verhängt werden. Auch das Spießrutenlaufen

wurde wieder angewendet. Aber leider gabe es auch unter den Offizieren manchen, der seine Pflicht nicht getan hat. Mancher ließ seine Soldaten auf die Löhnung warten, mancher war kein Vorbild an soldatischem Mut und Aufopferung, mancher hat sich gegen die Bürger hochfahrend und verächtlich benommen.

Noch einmal belebte Hoffnung die schon verzagten Herzen der Belagerten, als man am 30. 12. von den Beobachtungsstellen aus trotz des dichten Nebels ein Gefecht bei Dürrgoy und Kleinburg beobachtete. Es konnte sich nur um eine Truppe handeln, die zum Entsatz herangeeilt war. Leider konnte man sich in Breslau nicht entschließen, einen Ausfall zu machen, so daß sich die Entsatztruppe wieder zurückziehen mußte und Breslaus Lage die gleiche blieb.

Da drohte der Stadt ein neuer Feind: Die Kälte. Wenn die Gräben einfrören, dann könnte sich die Stadt gegen einen Sturmangriff nicht mehr halten. Diese Bedenken veranlaßten die Verteidigung zur Annahme eines Waffenstillstandes, der zur Übergabe der Festung am 7. 1. 1807 führte.

Als die Übergabe bekannt gegeben wurde, löste sich bei den Soldaten alle Zucht und Ordnung. „Die Soldaten suchen alles zu Gelde zu machen, was sie an Eigentum haben oder sich zu verschaffen wissen, oft durch Mittel, die ihnen nicht immer zur Ehre gereichen. So rissen sie von abgebrannten Magazinen und Gebäuden Holz, Eisen und so manches andere Brauchbare ab, vergriffen sich wohl auch an Privathäusern und boten das geraubte Gut zum Kauf an, um sich dadurch Geld zu verschaffen. Leider verwendeten sie dieses alsbald zur Befriedigung ihres Durstes in den Schnapsläden.“ Als die Lebensmittel aus den Magazinen verkauft werden sollten, konnte der Verkauf nicht stattfinden, weil die Lebensmittel schon vorher gestohlen waren. Von den südpreußischen Truppen wird gesagt, daß sie sich wie Räuber benahmen. Die Juweliere an der Riemerzeile (Nordseite der inneren Häuser auf dem Ringe) mieteten sich starke Männer, die ihre Läden während der Nacht beschützen sollten.

Am 7. 1. 1808 marschierten die Verteidiger durch das Nikolaitor bis zur Hahnenkrähe mit klingendem Spiele unter Gewehr. Von dort bis zum Letzten Heller mußten sie die Waffen abgeben und sich in Kriegsgefangenschaft begeben.

Mit der Übergabe der Stadt hörten aber die Qualen für die Breslauer Bürgerschaft noch nicht auf. Nun hatten sie für die französischen Truppen zu sorgen, z. B. für den nötigen Rotwein zum täglichen Bade des Prinzen Napoleon.

Das war die letzte Belagerung, die Breslau auszuhalten hatte. Ihre Festungswerke wurden geschleift. An ihrer Stelle zieht sich nun der schöne Promenaden-Gürtel durch die Stadt. Als letzter Rest der alten Wehrmauer stehen noch zwei Türme, die vom Garten des Allerheiligen-Krankenhauses zu sehen sind.

(H. Thiele: Über die Belagerung Breslaus 1806/07. Es enthält die Tagebuchaufzeichnungen eines Augenzeugen.)

Als Beispiel für das Deutsch, das damals noch geschrieben wurde, entnehmen wir eine Stelle aus den Aufzeichnungen eines Fr. Gotth. Friese, der Augenzeuge der Belagerung gewesen ist: „Mittlerweile hat Incendiarius generalis auch nicht gefeiert, sein Artem infernalem gegen die Vorstädt mit allem Fleiß zu continuiren, maßen er die G r a e b s c h e r G a ß e vor dem Schweidnitzer Tor sammt vielen Gebäuden vor dem Nicolai und Ohlauer Thor in Feuer gesetzet.“

Zur Erinnerung an den Krieg 1866 setzte die Gemeinde einen Friedensstein. Er stand einst in der Wegegabel Gr. Mochberner und Klein Mochberner Str. Jetzt aber auf dem alten Gräbschener Fried-



Friedenssteine.

hofe hinter der Kapelle. Er trägt auf seinen vier Seiten die Namen: 1866 Königgrätz, Skalitz, Nachod, Tobitschau.

Der Weltkrieg.

1914 rückten 34 Kameraden des Krieger-Vereins-Gräbschen in das Feld.

i) Von der Pflanzenwelt der Gemarkung Gräbschen.

Die heutige Pflanzenwelt Gräbschens wie die Schlesiens überhaupt hat erst mit dem Ende der großen Vereisung ihren Anfang genommen.

Vielleicht liegen auch unter dem Boden Gräbschens üppige Steinkohlenwälder begraben, jene Farne, Schachtelhalme und Bärlappe, die in einem vorgeschichtlichen Zeitalter zu riesigen Bäumen wurden, vielleicht birgt der Boden in seiner Tiefe auch Erinnerungen an das jüngere Zeitalter des Tertiär, in dem Birken, Buchen, Eichen, Weiden, Pappeln und Sumpfzypressen den Boden Schlesiens und damit auch Gräbschens bedeckten, und denen die schlesische Braunkohle ihr

Entstehen verdankt. (Braunkohle wurde unter dem Hauptbahnhof in einer Tiefe von 70 Metern erbohrt.)

Die Eiszeit hat dann den Pflanzenwuchs zerstört. Das nordische Inlandeis lag viele hundert Meter hoch über Schlesien und bedeckte auch Gräbschen unter seinen Massen. Als sich die Eismassen nach der großen Vereisung zurückzogen, blieb Schlesien und damit auch unser Gräbschen eisfrei. Eine zweite Vereisung reichte nur bis zur heutigen Bartsch. Während also noch andere Teile Deutschlands unter dem Eise lagen, konnte schon in Schlesien eine Pflanzenwelt einwandern und sich ungestört entfalten. Das eisfreie Land wird das Bild einer Steppe gezeigt haben, die von Hochmooren durchsetzt war. Dann bliesen die Winde jahrhunderte- ja jahrtausendelang von den Gletschern über die Ebene und fegten den Staub zusammen, der sich als fruchtbare Löserde an geeigneten Stellen anhäufte, auch im Gebiet der Lohe.

Es trat nun ein Kommen und Gehen der pflanzlichen Bewohner unserer Heimat ein. Als erster Gast stellte sich die Zwergbirke ein, ihr folgte die Kiefer. Als es wieder wärmer wurde, wurde die Kiefer von der Eiche verdrängt. Nach einem erneuten Klimawechsel — es wurde wieder kälter als vorher — verschwand wieder die Eiche und die Fichte trat ihre Herrschaft an. Als letzter Siedler tritt die Buche auf, die sich einstellte, als es wieder wärmer wurde.

Gewiß ist auch einmal Gräbschen reich an Buchen gewesen, denn sein Name Gräbschen = Buchenwäldchen — von slavisch grab = Weißbuche — läßt darauf schließen.

Noch in geschichtlicher Zeit können der Gemarkung Gräbschen auch Kiefern nicht gefehlt haben, denn im südöstlichen Teil der Gemarkung taucht auf einer Karte von 1824 der Flurname „Kiefernberg" auf. Eichenwälder haben sich gewiß von der Oder bis an die Sand- und Kiesschwelle der heutigen Kürassierstr. hingezogen. Sie mußten dem Ackerbau treibenden Siedler weichen.

Nach der Vereisung sind Weide und Erle, die wir an der Lohe finden, aus Sibirien zu uns zurückgewandert, Kornrade, Kornblume, Rittersporn und Mohn sind aus dem Mittelmeer zu uns gekommen. Solche Wanderungen von Pflanzen erfolgen auch noch in unserer Zeit. So wurde z. B. 1907 der Mehltau der Stachelbeeren, den unsere Siedler und Schrebergärtner so sehr fürchten und den sie nur schwer bekämpfen können, zum erstenmal im Kreise Trebnitz bemerkt. Nun ist er leider schon in ganz Schlesien zu finden. Er stammt aus Amerika.

Wenn wir an die Kulturpflanzen denken, die wir auf dem Boden Gräbschens angebaut finden, wie Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, Erbsen, Bohnen, so finden wir diese Pflanzen auch schon in vorgeschichtlichen Zeiten auf den Fluren der Gemarkung. In dem Lehm der Hütten und Wohngruben, die in Gräbschen zu Hunderten aufgedeckt worden sind, hat man vielfach eingedrückte Samenkörner von Getreide und Hülsenfrüchten gefunden. Die Quecke, dieses lästige Unkraut, war auch schon in vorgeschichtlichen Zeiten da.

Gräbschen gehörte früher zu den kleinen Kräuterdörfern. Heute ist von einem Gemüsebau im großen nichts mehr zu sehen.

Als Alleebaum finden wir nur die Kirsche, in den Gärten aber sind alle Obstarten vertreten. Die Siedlung Eichborngarten und die vielen Schrebergärten sind zur Zeit der Obstbaumblüte ein weißes

Blütenmeer, von dem sich die zartrosa Blüten der Aprikose, des Pfirsichs und des Mandelbaumes abheben.

Zu beiden Seiten der Lohe liegt das Wiesenland von Gräbschen. Der Wiesenwachs hat nie für das Dorf Gräbschen ausgereicht. Es mußten Wiesen in Tschansch gepachtet werden. In wasserreichen Jahren wurden die Wiesen stets durch die Wasser der Lohe überschwemmt und ihrer Ernte beraubt. Die Eindämmung der Lohe, 1933 beendet, wird solche Schäden nicht mehr aufkommen lassen. In frühgeschichtlichen Tagen werden die Wiesen bunte Teppiche gewesen sein, aber der Mensch mit seinem Wiesenschnitt hat viel Blütenpflanzen zum Aussterben gebracht.

Unter den Strahlen der Februar-Sonne erblüht schon das Gänseblümchen und das Veilchen. Ein rechter Frühlingsbote ist auch das Frühlingsfingerkraut. Zuerst beherrschen die Wiesen der gelbe Hahnenfuß und der Löwenzahn, dann drängt sich das weiß-lila Wiesenschaumkraut hervor, um wieder dem zart Rosa der Kuckucksnelke Platz zu machen. Zur Zeit der Ernte überzieht der Sauerampfer mit einem weithin roten Schleier die Wiese, Storchschnabel und Knöterich gesellen sich ihm zu. Rauhblätterich erhebt sich die Schwarzwurz, und alle Wiesenpflanzen überragen Disteln und Kratzdisteln. Den nahenden Herbst verkündet die Herbstzeitlose, von der sich in einem Jahre nur die fleischrosa Blüten zeigen und im anderen Jahre wieder nur die Blätter und Früchte. Wo die Wiesen etwas trockener sind, finden wir die wilde Möhre, die Schafgarbe, die Flockenblume, die gemeine Wucherblume, so gern als Margarite gepflückt, die Ochsenzunge und das Johanniskraut. Für die Nachtfalter blüht der Taubenkopf oder die Klatschnelke. An versumpften Stellen der Wiesen entwickelt sich die schöne Sumpfdotterblume und die wenig gekannte Bachnelkenwurz.

Vom Sommer ab finden wir auf den Wiesen die weißen Fruchtkörper der Boviste, deren reife Sporenmasse wie Pulver auseinanderplatzt, wenn man auf den Pilz tritt.

Natürliche Teiche fehlen der Feldmark Gräbschen, doch werden sie durch den „Schachtteich“ ersetzt, an der Grenze gegen Krietern. Weithin wogt das Schilfmeer, aus dem sich die Rohrkolben erheben. Auf dem Wasser schwimmt das Entengrün und blüht der weiße Wasserhahnenfuß. An geschützten Stellen leuchtet die Seerose.

Schon fängt man an, den Schachtteich mit den Abfällen der Großstadt zu füllen, da wird uns bald die Freude genommen werden, im Frühlinge an seinen Ufern Jagd auf Salamander, Froschlaich, Kaulquappen und Blutegel zu machen.

Der Bestand an Zierpflanzen ist fortwährender Änderung unterworfen, denn bei unseren Schrebergärtnern und Siedlern ist die Liebe zu den Pflanzen sehr groß. So finden wir neben den Sommerblumen und Stauden, die schon in den alten Bauerngärten gestanden haben (Brennende Liebe, Nachtviole, Akelei, Eisenhut, Feuerlilie, Schwertlilie, Nelke, Fingerhut, Stiefmütterchen) auch neuere Pflanzen (Fuchsschwanz, Löwenmaul, Gänsekresse, Aster, Balsamine, Schiefblatt, Ringelblume, Hahnenkamm, Goldlack, Chrysanthemum, Dahlie, Rittersporn, Gemswurz, Hortensie, brennender Busch, Montbretie, Pfingstrose, Studentenblume, Fetthenne und Phlox). Als besonders auffallende Zierbäume und Sträucher sind in unsern Gärten zu sehen die Tamariske, die Quitte, der Rhododendron, der Muskatstrauch und die Magnolie.

Unter dem Einflusse des Menschen entstand in der Natur eine Pflanzenwelt, die man als die sogenannte Schutthaufen- oder Überbleibsel-Pflanzenwelt bezeichnet. Sie stellt sich in der Nähe der Siedlungen ein, wo der Boden durch die Abfälle des Haushalts und durch den Kot der Menschen und Tiere angereichert wird an Kochsalz und Salpeter. Der große Salzgehalt wirkt auf die meisten Pflanzen als Gift und gestattet das Gedeihen nur einer kleinen Anzahl von Gewächsen, die sich an einen derartigen Stoff angepaßt haben. Von solchen Pflanzen finden wir an unsern Zäunen und Wegrändern die Hundskamille, die Mäuse-Gerste, Brennessel, Sauerampfer, Malven, Nachtschatten, Taubnessel, Knöterich und die lästige Melde.

Natürlicher Wald fehlt der Gemarkung Gräbschen. Er wird ersetzt durch die Eichenschonung an der Lohe gegen Gr. Mochbern und durch den Grünstreifen, der sich in einer Länge von 1350 Meter von der Kürassierstr. längs der Friedhöfe bis an die Lohe zieht und ein wahrer botanischer Gehölzgarten ist. Der obere Teil wid von der Birke beherrscht, der mittlere Teil von der Fichte. Alle Bäume und Sträucher der deutschen Landschaft sind auf dem Grünstreifen vertreten: Kiefer, Ulme, Pappel, Roteiche, Buche, Erle. Im Unterholz entdecken wir: Haselnuß, Weißdorn, Pfaffenhütlein, Holunder, Ahlkirsche, Berberitze, wilde Rose, Liguster, Ginster und Wacholder.

Von besonderer Schönheit ist der mächtige Zaun aus Lebensbäumen um das alte Schloß. Um das Genossenschaftshaus der Eichbornsiedlung stehen noch schöne alte Linden, gerettete Reste des früheren Eichborngartens. Noch steht auch die Eiche, unter der sich der Born befunden haben soll, der der Siedlung den Namen gegeben hat. Von besonderem Interesse ist eine edle Kastanie am Genossenschaftshause. Sie soll mit eine der ältesten von Schlesien sein. Mit ihren langen Schotenfrüchten macht sich im Herbst eine Latarcie bemerkbar. Auf der Südseite des Hauses fallen zwei schöne, sehr alte Eiben auf. (Die Eibe ist eine uralte Strauchart. Sie ist schon den Indogermanen bekannt und allen indogermanischen Völkern gemeinsam. Ihre Urheimat liegt westlich einer Linie Königsberg—Odessa. Sie war früher sehr verbreitet, ist aber jetzt stark im Rückgange, in manchen Gegenden fast ausgestorben. In kath. Hennersdorf, Krs. Lauban, befindet sich die stärkste Eibe, 11 Meter hoch und 5,03 Meter Umfang. Sie ist mit ihrem Alter von 1400 Jahren wohl der älteste Baum Deutschlands.)

Die Vorstadt Gräbschen hat das Glück, die freie Natur noch dicht vor ihren Toren zu haben. Ganz kleine Spaziergänge schon führen zu Feld und Wiesen, an Bach und Teich. Möge es noch lange so bleiben.

j) Straßen und Plätze in Gräbschen.

Richard Abegg-Str. Nach R. Abegg, Professor an der Technischen Hochschule und der Universität zu Breslau. Er widmete seine Lebensaufgabe der Luftschiffahrt und verunglückte 1910 tödlich bei einem Ballonunglück.

Charlottenstr. Nur ihr unbebauter Teil mit dem Hardenberghügel und dem Sportplatz-Gelände gehören zur früheren Gemarkung Gräbschen. Sie hat ihren Namen nach der Prinzessin Charlotte von Preußen, Herzogin von Sachsen-Meiningen, die ver-

heiratet war mit Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen. Als Erbprinz war der Herzog viele Jahre kommandierender General des 6. Armeekorps, dessen Stab in Breslau lag.

Siedlung Eichborngarten. Obwohl schon 1806 die Festungswälle fielen, dehnte sich Breslau doch nur sehr langsam aus. Noch um die Jahrhundertwende, als Breslau schon 400 000 Einwohner zählte, konnte man von der Stadtmitte aus in 20 Minuten nach Süden und Südwesten das freie Feld erreichen. Obgleich Gräbschen nur 3500 Meter von der Stadtmitte entfernt ist, war es noch bis vor wenigen Jahren ohne Häuserverbindung mit der Stadt.

Kommerzienrat Ludwig Theodor Moritz Eichborn, der von 1837—1867 Alleininhaber der alten angesehenen Breslauer Handels-Firma v. Eichborn war, hatte ein größeres Stück Land an dem Wege, der von dem ehemaligen Dorfe Gabitz nach Gräbschen führte — dem sogenannten Mittelwege — erworben. Ein Teil des von ihm gekauften Geländes — der Eichborngarten — in Größe von ungefähr 10 Morgen, wurde als Obst- und Nutzgarten angelegt. Er erhielt ein einfaches Haus als Gärtnerwohnung und verschiedene gärtnerische Nutzgebäude, wie Treibhäuser usw.

Die letzte Besitzerin des Eichborngartens, Frau Brigitte v. Eichborn, verpachtete schließlich ihr Land an Kleingärtner. So entstand der Schreberverein Eichborngarten. 1918 wollte die Besitzerin den Eichborngarten mit dem angrenzenden Sportplatz von etwa 7 Morgen verkaufen. Die Schrebergärtner hätten das Land gern gekauft, aber die Anzahlung ließ sich nicht aufbringen. So wurde das Bankhaus Eichborn u. Co. Besitzer.

Nach dem Weltkriege erwachte in dem deutschen Menschen besonders stark die Sehnsucht nach einem Eigenheim. In dieses Streben nach einer Heimstätte fiel aber wie von einem bösen Schicksal geschickt die Wohnungsnot und die Verteuerung aller Baustoffe. Im Frühjahr 1919 tauchten die ersten Nachrichten auf, daß Staat und Gemeinde die Überteuerung zum größten Teil tragen wollten, um die Bautätigkeit wieder in Gang zu bringen. Mit einem solchen Zeitungsausschnitt in der Hand trat an einem Frühlingssonntag, es war am 25. April 1919 der damalige Schriftführer des Schrebervereins Eichborngarten an seinen Gartennachbar heran und entwickelte den Plan, das Gartengelände zu kaufen, um darauf Eigenheime zu errichten. Inzwischen war ein Mitglied des benachbarten Schrebervereins „Sommerlust“ hinzugekommen, der den Gedanken mit Eifer aufgriff. Rasch entwarf man ein Rundschreiben an die Mitglieder beider Vereine und lud sie zu einer Versammlung in Pförtners „Harmonie“, einer Gaststätte auf der Gräbschener Str. ein. Sie fand am 30. April 1919 statt. Etwa 250 Personen waren erschienen. Man beschloß, die beiden Schrebervereine „Eichborngarten“ und „Sommerlust„ zu einem neuen Verein mit dem Namen „Eigenheim Eichborngarten“ zu verschmelzen. Dies war die Geburtsstunde der „Siedlungs-Genossenschaft Eichborngarten“.

Trotz der Jahre der Geldentwertung und der besonders schweren Jahre der Geldknappheit und der Arbeitslosigkeit verlor die Genossenschaft nicht den Mut, sondern entwickelte sich durch rastloses, zielbewußtes Vorwärtsstreben zu dem Musterbeispiel einer großstädtischen Siedlung. Sie ist etwa 110 Morgen groß und wird von 3000 Menschen bewohnt. Auf den Kopf kommen 84 Quadrat-

meter Land ohne Wege (Deutschland 87 Quadratmeter Haus- und Hofraum je Kopf).

So hat auf uraltem Siedlungsboden sich der moderne Mensch mit seinen neuen Wohnformen angesiedelt.

Noch ehe die Siedlung mit dem Bau der ersten Einfamilienhäuser am Fliederweg begann (30. 3. 20), hatte sie bereits (7. 2. 20) für Flüchtlingsbeamte der Oberpostdirektion 18 Notwohnungen in Baracken am Kirchhofsweg hinter dem Straßenbahnhof errichtet. In diesen Postbaracken waren auch einmal 2 Klassen der Schule 88 untergebracht. 1933 wurden sie abgebrochen.



Eigenheim Hopf.

Fröbelstraße. Sie hieß früher Schulstraße. An der Ecke zur Gräbschener Straße steht ein auffallend schönes Haus. Es ist die Villa Hopf, des Mitinhabers der früheren Brauerei von Hopf und Görke. Fließen auch mancherlei Stilarten in die Architektur des Hauses zusammen, so wirken sie doch nicht störend, sondern verbinden sich zu einem einheitlich schönem Ganzen. Die Südseite schmückt ein zierlicher Nürnberger Erker, die Westseite beherrscht die Eingangstür in reicher und vornehmer Renaissance.

Erwähnt sei noch eine sehr schöne, farbig angelegte Sonnenuhr auf der Südseite des Hauses. Sie weicht nur wenige Minuten von der Urzeit ab. Der berühmte Astronom und Mondkundige, Pro-

fessor Galle, hat bei Anlage der Uhr selbst auf dem Gerüst gestanden

Bis 1892 war dieses Grundstück und Teile des Restaurationsgartens und des Hofes der Brauerei als „Schulacker" im Besitz der evangelischen Schulgemeinde Gräbschen. Das gegenüberliegende Grundstück, auf welchem sich jetzt das Gebäude der katholischen Schule befindet, war Eigentum der Firma Hopf und Görke. 1892 ging der „Schulacker" durch Tausch und Zahlung einer Barsumme an die Firma Hopf und Görke über, wogegen das Grundstück von Hopf und Görke die Gemeinde Gräbschen erhielt. Sie errichtete auf ihm 1894 das bisherige Hauptgebäude der evangelischen Schule. Seit 1934 dient es der katholischen Schule.

Die Straße erhielt ihren Namen nach Friedrich Fröbel, dem Begründer der Kindergärten, geb. 1782 zu Oberweißbach in Thüringen, gest. 1852. Sein Hauptwerk heißt: Die Menschenerziehung. Sein Grabmal, aus Kugel, Würfel und Walze errichtet, trägt die Inschrift: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!"

Gierthstr. Angelegt 1932. Kommerzienrat Karl Friedr. Gierth, 1872 in Breslau verstorben und auf dem Gräbschener Friedhof beigesetzt. Seine Frau stiftete die nach ihr benannte Begräbniskapelle auf Teil 2 des Friedhofes.

Gräbschener Str. Sie führte einst von Breslau nach dem Dorfe Gräbschen. Sie ging ehemals dort, wo heute die Opperauer Str. verläuft. Ecke Gräbschener und Kopisch Str. sehen wir noch heute das alte Zollhaus, das Zeichen der früheren Stadtgrenze.



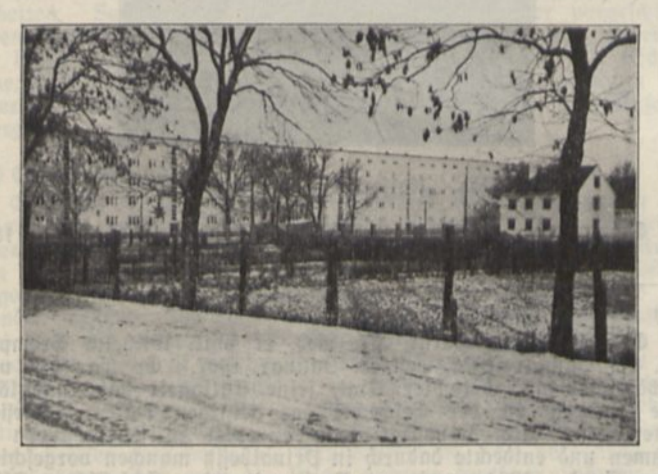
Haus an der Gräbschener Straße.

Der Erbscholtiseibesitzer Henning kaufte die Ländereien des Bauern Langner und ließ die Stadt durch sein neues Grundstück eine gerade Straße, die heutige Gräbschener Str. legen. Er rechnete mit



So sah es einstmals aus!

der Verlegung des städtischen Schlachthofes nach Gräbschen, der an die Stelle geplant war, wo heute die Schlesische Montangesellschaft ihr Unternehmen hat.



So sieht es heute aus!

Gräbschener Str. 147 liegt das sogenannte Kaiserliche Kinderheim. Es war einst eine Villa, die sich in den Gründerjahren Henning erbaute. Zur Silberhochzeit des letzten deutschen Kaiserpaares wurde in den Räumen dieses Hauses ein Kinderheim errichtet. Die In-

flation brachte es zur Auflösung. Das Haus wurde dem Wohlfahrtsamte der Stadt geschenkt. Zunächst kamen Teile der ev. und kath. Schule in die Räume. Seit 1925 dient das Haus der Unterbringung und Verpflegung obdachloser Frauen und Mädchen.



Das „Kaiserliche Kinderheim".

Gremplerstr. Sanitätsrat Wilhelm Grempler, geb. 26. 1. 1826, gest. 8. 1. 1907.[1])

---

[1]) **Wilhelm Grempler.**

Geheimer Sanitätsrat, Dr. med. et phil. Wilhelm Grempler, geb. 26. Januar 1826, gest. 8. Januar 1907. Er war ein vielbeschäftigter und beliebter Arzt, seine Tätigkeit hat unauslöschliche Spuren in der Geschichte der geistigen Kultur Schlesiens hinterlassen. Als Hausarzt war er viel zu Gutsbesitzern gekommen und entdeckte dadurch in Privatbesitz manchen vorgeschichtlichen Fund. 1884 wurde er Vorsitzender des Schlesischen Altertumsvereins (1858 gegründet). Daß Grempler die XV. allgemeine Anthropologen-Versammlung nach Breslau zog, wurden die Breslauer vorgeschichtlichen Sammlungen auch außerhalb Schlesiens bekannt.

1886 und 1887 wurden bei Sacrau die Königsgräber entdeckt. Von Grempler rührt die wissenschaftliche Bearbeitung und die

Groß Mochberner Str. Sie führt nach dem Dorfe Gr. Mochbern. Vor 100 Jahren ging im Verlauf der Straße noch keine Brücke über die Lohe. Nur eine Furt war an deren Stelle.

Grünhagenstr. Nach Professor Grünhagen, dem Leiter des Breslauer Stadtarchivs. Er forschte besonders in den Quellen zur Geschichte Schlesiens. Geb. 2. 4. 1828 zu Trebnitz, gest. 28. 7. 1911.[1])

Veröffentlichung der Funde her. Die Sacrauer Funde bilden die größte Sehenswürdigkeit des Breslauer Museums. „Die drei Sacrauer Funde stellen die Totenaussteuer einer germanischen Fürstenfamilie dar. Man hat die Toten in voller Kleidung, überreich geschmückt mit goldenen Hals-, Arm- und Fingerringen, mit Brustgehängen, Spangen, Gürtelschließen und Schnallen, in die aus Steinen festgefügte und wahrscheinlich mit einem Holzdach bedeckte Gruft gebettet und ihnen Toilettengerät und Schmuckkästchen, Spindel und Brettspiel, silbernes Eßbesteck und zahlloses Tafelgeschirr aus Silber, Bronze, Glas und Ton mit ins Grab gegeben. Die Vergrabungszeit wird durch die im dritten Grabe gefundene Münze, ein frisch geprägtes Goldstück mit dem Bilde des Kaisers Claudius Goticus aus dem Jahre 270 n. Chr., auf die Wende des 3. Jahrhunderts bestimmt" (Seger).

Das 1899 eröffnete Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer wurde Grempler zur Heimat. Als er starb, hinterließ er sein Vermögen der Stadt zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten. Seine Asche fand ihren Ruheplatz in der vorgeschichtlichen Sammlung des Museums. Professor Hans Poelzig, Direktor der Kunst- und Gewerbeschule, entwarf das Denkmal mit Aschenurne, daß am 12. Januar 1908 zum 50jährigen Jubiläum des Altertumsverein durch Oberbürgermeister Dr. Bender dem Museum übergeben wurde.

[1]) **Colmar Grünhagen.**

Er wird der Altmeister der schlesischen Geschichtsforschung genannt. In seinen Werken „Geschichte Schlesiens" und „Schlesien unter Friedrich dem Großen" hat er die Geschichte unserer Heimat vom Anfang bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts allseitig dargestellt. Für seine Forschung legte er zwei Gesichtspunkte zugrunde. Erstens: Wie wurde Schlesien im Mittelalter ein deutsches Land und wie wahrte es sein Deutschtum gegen den Ansturm der Slavenwelt. Das ist gezeigt in seinem Werk „Hussitenkämpfe der Schlesier". Dann aber zeigte er in seinen Werken, wie Friedrich der Große Schlesien eroberte, behauptete und es zu glänzender kultureller und wirtschaftlicher Entwicklung führte. So geht durch seine Schriften eine nationale Grundstimmung. So verdanken wir es Grünhagen, daß auch die Blicke anderer deutscher Stämme auf das Grenzland Schlesien gelenkt wurden und sie erkannten, was Schlesien für den Schutz des Deutschtums im Osten bedeutet.

Grünhagen wurde am 2. April 1828 in Trebnitz geboren. Er studierte in Jena, Berlin und Breslau. Auch Ranke, der große deutsche Geschichtslehrer, ist sein Lehrer gewesen. Sein Lebensziel war, Universitätslehrer der Geschichte zu werden. Aber bis zur

Hardenberg-Hügel. Genannt nach Fürst Karl August Hardenberg, geb. 31. 5. 1750, gest. 26. 11. 1822, Minister und Staatskanzler König Friedrich Wilhelms III., führte Steins Reformpläne durch. Der Hügel wird im Volksmunde „Kärrnerberg" genannt, da er aus Müllabfuhr aufgeschüttet worden ist. Im Laufe von 15 Jahren brachten 20 Reviere jedes Jahr 40 000 cbm, der Hügel besteht also aus 600 000 cbm Müll. 1931/32 wurde er gärtnerisch verschönt. Er gewährt eine wundervolle Fernsicht über die Stadt bis zu den Trebnitzer Höhen und bis zum Siling. Bei guter Sicht erscheint der Hochwald und das Eulengebirge. Zwischen dem Hügel und der Opperauer Str. liegt der städtische Sportplatz. Im Winter tummelt sich alt und jung auf der Rodelbahn des Hügels.

Henningstr. Sie führte bis zur Eingemeindung von Gräbschen den Namen Brunnenstr. Der Name wurde 1911 geändert, weil in Breslau bereits schon eine Brunnenstr. bestand. Sie ist benannt nach dem Erbscholtiseibesitzer Wilhelm Henning, Besitzer des Gutes Gräbschen, aus dessen Ländereien die Gräbschener Friedhöfe entstanden sind.

Hochwaldstr. Sie führt durch die Siedlung Eichborngarten. In ihrer Richtung sieht man den Hochwald. An der Hochwald-Str. liegt die Clemens-Hofbauer-Kirche. Sie ist nach dem Heiligen Clemens Hofbauer genannt. Geb. 26. 12. 1751 zu Taßwitz in Mähren, gest. 20. 3. 1820 in Wien. Sohn einfacher Landleute, väterlicherseits tschechisch (Dvorak), machte oft Fußreisen nach Italien, wurde Einsiedler, trat in das Redemptoristenkloster in Rom ein, gründete Niederlassungen dieses Ordens in Polen und Deutschland, 1808 wurde er von den Franzosen aus Polen vertrieben, floh nach Küstrin, lebte dann in Wien. Seine Heiligsprechung erfolgte 20. 5. 1909. Er war Beichtvater des Romantikers Schlegel und unterstützte Grillparzer. Schlegel sagte bei seinem Tode: „Hier ist ein Heiliger und großer Mann entschwunden, und ich sehe nur die große Lücke vor mir". Der „Clemens Hofbauer-Verein" sorgt für das Wohl der Schwachbegabten.

Die Grundsteinlegung der Kirche erfolgte Oktober 1927. Der Kirchbau besteht aus einem Gotteshaus und einem nach Süden vorspringenden Seitenflügel, in dem jetzt der Pfarrer wohnt. Er bietet

---

Erlangung eines Hochschulamtes trat er zunächst in den Schuldienst und wurde Lehrer am Friedrichsgymnasium und an Privatschulen in Breslau.

1862 wurde er Leiter des Staatsarchivs zu Breslau, welchen Posten er 39 Jahre innehatte. (Das Staatsarchiv bewahrt 85 000 Urkunden auf. Bis 1876 befand es sich im alten Ständehause, dem heutigen Kunstgewerbe-Museum, bis 1901 am Hauptbahnhof, von 1901 an in dem schönen Gebäude an der Tiergartenstraße.)

Grünhagen war unermüdlich tätig, die noch ungehobenen Schätze des Archivs ans Licht zu bringen und die Kenntnis der Geschichte unserer schlesischen Heimat zu fördern und in immer weitere Kreise zu bringen.

Die schlesische Heimatgeschichte kann Grünhagen nie vergessen. Er starb am 28. Juli 1911.

noch Raum für eine Schwesternstation. Der Fußboden des Gotteshauses liegt 4,20 Meter über der Straße. Im Erdgeschoß ist der Gemeindesaal mit Nebenräumen untergebracht, das Vereinszimmer und die Bücherei mit Lesesaal.

Klein Mochberner Str. Sie führt nach dem Nachbardorfe Kl. Mochbern.

Kopischstr. Sie verläuft auf der Grenze des früheren Dorfes Gräbschen gegen Breslau. Ecke Gräbschener Str. steht noch das alte Zollhaus, die Akzise.

Die Straße ist nach dem Maler und Dichter August Kopisch genannt, 1799—1853. Sein Geburtshaus stand vormals Junkernstr. 5. (Gedicht: Die Heinzelmännchen.)

Kürassierstr. Sie ist genannt nach der Kaserne des früheren Leibkürassierregiments Gr. Kurfürst. Jetzt sind dort Teile des Reiterregiments Nr. 7 untergebracht. Die Kürassierstr. war einstmals ein im Durchschnitt 125 Meter hoher Sand- und Kiesrücken, eine eiszeitliche Ablagerung. Durch Anlage der Umgehungsbahn und der Siedlung Eichborngarten ist die Straße teilweise abgeschachtet worden. Dabei sind Findlinge und vorgeschichtliche Funde zutage gebracht worden.

Langemarckstr. (In der Leedeborntrift-Siedlung.) In der Schlacht bei Langemarck versuchten die Regimenter der deutschen Jugend vergebens die Flandernfront zu durchbrechen. Mit dem Gesange: „Deutschland, Deutschland über alles" stürmten die Kriegsfreiwilligen, keine Deckung suchend, gegen die feindlichen Stellungen. Der Tag von Langemarck wurde zum Schicksalstag, aber auch zum Ehrentag der deutschen kriegsfreiwilligen Jugend.

Leedeborntrift. Sie wurde in ihrer jetzigen Breite als Viehtrift (trift=treiben) 1831 angelegt. Über die Entstehung des Namens schreibt das Bauamt Breslau: Die „Leedeborntrift" ist als schmaler Weg schon auf der Schmidtschen Karte der Feldmark Gräbschen von 1787 verzeichnet. Der Name ist allerdings dort nicht angegeben, aber eine östlich an ihn anstoßende Lache trägt die Bezeichnung „Der Laede Burn". Von dieser Lache geht ein Graben aus, der sich westlich über den Weg bis zur Gräbschener Chaussee hinzieht und als „Der Laede Burn Graben" bezeichnet ist. Auf der Thorandschen Karte, die zu dem „Receß über die Auseinandersetzungen der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse zu Gräbschen" vom 30. März 1829 gehört, tragen der jetzt wesentlich breiter gezeichnete Weg und die Lache keine Namen, aber der Graben ist bezeichnet als „Der Leede Born Graben". In den Bestimmungen des Recesses über die Anlegung von Viehtrieben heißt es: „Es sind folgende neue Viehtriebe, sämtlich zu einer Breite von 3 Ruthen angelegt worden: 1. ein Trieb längs dem Lädeborn-Wege vom Dorfe aus bis an die 10 Morgen". Und in der dem Recesse angefügten „Nachweisung des in der Feldmark Gräbschen befindlichen Unlandes" wird aufgeführt: „Der Laedeborn Trieb" mit 6 Morgen 92 Quadratruten.



Leedeborntrift vor der Bebauung.

Danach ist „Leedeborntrift" der Name eines Viehtriebes, der 1829 an Stelle eines nach einer anstoßenden Wasserlache, „Leedeborn" benannten Weges angelegt wurde. Der Name der Lache ist offenbar abgeleitet von dem Worte Leehde, das nach Grimm, Deutsches Wörterbuch aus dem niederdeutschen Legte, Leegde, entstanden und „bis ins östliche Mitteldeutsche eingedrungen" ist. Es bezeichnet ursprünglich eine Niederung, später wüstliegendes Land. In der Bedeutung Ödland, Unland, kommt es auf Breslauer Karten des 18. Jahrhunderts und in zugehörigen Vermessungsregistern mehrfach vor. Der Oberdeichinspektor Neuwertz beantragt 1760, alle „Sandleeden" in Ransern mit Weiden zu bepflanzen. Sonst findet sich ein mit „Leede" zusammengesetzter Flurname um Breslau nur noch einmal. Nach der Klemptschen Oderkarte von 1794 hieß eine später „Garnsack" genannte Parzelle an der Schwoitscher Chaussee, zwischen den Grenzen von Zimpel und Kawallen „Die kleine Leedewiese".

1934 ist die Leedeborntrift bebaut worden.

Mühlbergweg. Auf diesem Hügel, 129 Meter hoch, stand früher die Mühle. Sie brannte 1851 ab. Auf dem Mühlberge stand ehemals eine Krapp- und Rötefabrik. Der Mühlberg ist ein wichtiger vorgeschichtlicher Fundplatz, denn er war die ehemalige Siedlungsstätte Gräbschen. Am Ende des Mühlbergweges liegt die Bindfadenfabrik von Schwerin und Söhne. Hier sind beim Ausheben des Baugrundes die reichsten Funde gemacht worden. Es wurden aufgedeckt: Hockergräber der ältesten Bronzezeit (2000—1800 v. Chr.), zwei große Friedhöfe der jüngeren Bronzezeit (1200—800) mit etwa 400 Gräbern, germanische Gräber aus der Zeit um Christi Geburt und etwa 1500 Wohnstätten aus slawischer Zeit (11.—12. Jahrh.).

Niklasweg. Der Niklasweg ist eine alte Bezeichnung, die das erstemal auf der Schmidtschen Karte von 1787 nachweisbar ist. Der Weg führte über das „herrschaftliche Niklas Stück" nach der Nikolaivorstadt mit der Nikolaikirche. Da die katholischen Einwohner

von Gräbschen bei der Nikolaikirche eingepfarrt waren, spricht die Vermutung dafür, daß der Weg als Kirchweg benutzt worden ist.

Opperauer Str. Nur die Nr. 31—55 liegen in der Gemarkung Gräbschen. Die Opperauer Str. war die frühere Gräbschener Str., die einst vor dem Straßenbahnhof in die heutige Gräbschener Str. einmündete. Die heutige Opperauer Str. als frühere Gräbschener Str. führte nach dem Nachbardorfe Opperau.

Parsevalstr. August v. Parseval, geb. 5. 2. 1861, baute halbstarre Luftschiffe.

Raabe-Platz. Er wird gegenüber dem Eingang zum städtischen Sportplatz an der Gräbschener Str. entstehen. Genannt nach Wilhelm Raabe, einem deutschen Erzähler von tiefem Gemüt und feinem Humor. (Der Hungerpastor.) Geb. 1831 in Eschershausen, gest. 1910 in Braunschweig.

Hugo-Richter-Weg. Schöner Parkweg an der Westseite der Umgehungsbahn. Er zweigt von der Kürassierstr. ab und führt nach Krietern. Der Weg ist auf Anregung des Breslauer Verschönerungs-Vereins nach dem städt. Gartendirektor Hugo Richter genannt worden, der vom 1. August 1890 bis 1. Juli 1921 bei der Stadt tätig war. Hugo Richter wurde in Breslau am 19. 5. 1853 geboren. Er lernte in der Handelsgärtnerei von Krykon und in der Gärtnerei des Kommerzienrates Eichborn, die sich einst in unmittelbarer Nähe des jetzigen Hugo Richter-Weges befand. Nach einer 2jährigen Tätigkeit in der Gärtnerei-Lehranstalt am Wildpark bei Potsdam, war er bei Louis van Houtte in Gent, in der Baumschule von Waterer in England und in Pontschatrain bei Versailles tätig.

Roonstr. Genannt nach dem Generalfeldmarschall Graf v. Roon, 1803—1879, Kriegsminister. An dem Giebel des Eckhauses Gräbschener Str. und Roonstr. ist eine eingemauerte Kanonenkugel zu



Gehöft Ecke Roon- und Gräbschener Str. (Haus mit der Kanonenkugel).

sehen. Eine Erinnerung an die Belagerung von Breslau 1807. An der Roonstr. steht die 1934 eingeweihte evangelische Schule, das evangelische Gemeindehaus, welches der Gräbschener Gemeinde als Gotteshaus dient, die Häuser der Dr. Ludwig Friedmann-Stiftung und der Gotthelfschen Stiftung. (Friedmann war Rittergutsbesitzer und starb 1919. Die Stiftung gewährt billige gesunde Wohnungen für unbemittelte Familien ohne Unterschied der Glaubensbekenntnisse. Der Stiftungsvorstand nimmt kinderreiche Familien mit mindestens 5 Kindern unter 12 Jahren auf, die für nur 33—35 RM. monatlich eine Wohnung von etwa 90 qm Wohnfläche erhalten. — Der 1904 verstorbene Privatmann Josef Gotthelf stiftete 300 000 RM. zur Errichtung billiger und gesunder Wohnungen für bedürftige und würdige, in Breslau ortsangehörige Personen, ohne Unterschied der Religion.)

Scheffelstr. Dichter Josef Viktor Scheffel, 1826—1886. (Roman Ekkehard, Lieder: Alt Heidelberg. — Als die Römer frech geworden.)

Stormstr. Theodor Storm, 14. 9. 1817 in Husum geboren, 4. 7. 1888 zu Hanerau bei Hademarschen gest. Er ist ein feinsinniger Erzähler: Immensee. — Pole Poppenspäler. — Der Schimmelreiter.

Tannenbergstr. (In der Leedeborntrift-Siedlung.) Hindenburgs entscheidender Sieg bei Tannenberg über die Russen, 27.—30. August 1914.

Adolf-Weiß-Str. Weiß schrieb die erste Chronik von Breslau.

Zeppelinstr. Genannt nach dem Erfinder des lenkbaren Luftschiffes, des Grafen Zeppelin, geb. 8. 7. 1838, gest. 8. 3. 1917.

Georg-von-Kopp-Platz an der Clemenz-Maria-Hofbauer-Kirche. Genannt nach dem Breslauer Fürstbischof Dr. Kopp, geb. 1837, gest. 1914 in Troppau.[1])

---

[1]) **Georg von Kopp.**

Am 25. Juli 1837 wurde er in Duderstadt auf dem Eichsfelde geboren. Sein Vater mußte am Webstuhl sein Brot verdienen, um seine Frau und 6 Kinder zu ernähren. Er besuchte die Volksschule seiner Vaterstadt und war der beste Schüler, obgleich er täglich zu Haus- oder Feldarbeit herangezogen wurde. So konnte er später das Progymnasium seiner Vaterstadt und das Gymnasium in Hildesheim besuchen. Er besaß eine bewundernswerte Energie. Um den Eltern das Fahrgeld zu ersparen, ist er einmal am Beginn der Ferien den 18 bis 20 Stunden weiten Weg von Hildesheim nach Duderstadt zu Fuß gegangen.

Nach glänzend bestandener Reifeprüfung trat er 1856 als Telegraphenbeamter in den hannöverschen Staatsdienst. Seine wirtschaftliche Lage war sehr schlimm, und er konnte einmal nicht das Kostgeld für den Monat bezahlen. Als er angestellt werden sollte, schrieb sein Vorgesetzter einen ungünstigen Bericht über ihn, und die Anstellung zerschlug sich. In dem Bericht wurden der große Fleiß und die hohe geistige Befähigung aner-

k) Das Handelshaus Eichborn & Co.

Die Siedlung Eichborngarten in Gräbschen lenkt die Blicke auf das Haus Eichborn, welches der Siedlung den Namen gab. Für den Freund der Heimatkunde ist es von großem Interesse, sich in die Entwicklung dieses Hauses zu versenken, das seit 200 Jahren in Breslau besteht und stets in den Händen der Familie geblieben ist. Wer das Werden und Wachsen des Hauses Eichborn verfolgt, der erlebt im Spiegel dieses Unternehmens zwei Jahrhunderte vaterländischer Geschichte und zugleich schlesischer Wirtschaftsgeschichte.

Der Dichter **R. v. Gottschall** widmete dem Hause Eichborn zu dessen 175 jährigem Bestehen folgende Zeilen:

> Es waren Helden nicht der Weltgeschichte,
> doch Männer waren es von freiem Blick.
> Sie wirkten stets mit Eifer und Geschick.
> Mit treuer Pflege waren sie zur Hand,
> wo nur ein hoffnungsvoller Keim erstand.
> Nie war's ein Streben, das sich selbst genug.

Arbeit und Fleiß, Verstand und Charakter sind die Tugenden, welche uns diese Männer der Wirtschaft vorlebten und damit den

---

kannt, daneben aber auch auf sein allzubescheidenes und schüchternes Wesen hingewiesen. Da reifte der Entschluß in ihm, Priester zu werden. Er bat um seine Entlassung. In seinem Entlassungsgesuch steht der etwas seltsame Hinweis, daß er erkannt habe, daß zur Erlangung einer höheren Beamtenstelle lediglich als Vorbedingung ein dreijähriger akademischer Bierverschleiß und Ergatterung von Schmissen zu gelten habe.

1862 erhielt er die Priesterweihe. Nun stieg Kopp von Stufe zu Stufe, bis er 1881 Bischof von Fulda wurde. Nach Ausbruch des Kulturkampfes, jenes politischen Streites zwischen Staat und katholischer Kirche, war er der erste wieder gewählte Bischof. Damals bildete Windhorst das Zentrum als katholische politische Partei. Bismarck erkannte die Notwendigkeit eines Ausgleichs zwischen Staat und Kirche. Dabei spielte Kopp eine Vermittlerrolle. Aber sie hat ihm nicht immer Dank eingetragen. Das Zentrum nannte ihn verächtlich den „Staatsbischof".

1886 rief ihn das Vertrauen von König und Papst als Fürstbischof nach Breslau. 1893 wurde er Kardinal.

Kardinal Kopp war eine tiefreligiöse Persönlichkeit. Um das Wohl seiner Kirchgemeinden war er ständig besorgt. Während seiner Breslauer Amtszeit wurden in seinem Bezirk 650 Kirchen, Klöster und Wohltätigkeitsanstalten errichtet. Der Ausbau der Domtürme ist sein Werk. Er predigte gern und gut. Seine Predigten zeichneten sich aus durch tiefe Gedanken und schöne Form.

Ein großer Teil seines Bistums liegt im alten Österreich, dem jetzigen tschechoslowakischen Staate. Auf einer Dienstreise dorthin ist er am 4. März 1914 in Troppau gestorben. Im Dom zu Breslau ist er beigesetzt.

Georg von Kopp war Breslaus größter katholischer Bischof. Er war ein Mann von welt- und kirchengeschichtlicher Bedeutung.

Beweis erbrachten, daß die Forderung der Gegenwart an die Wirtschaft, daß sie dem Ganzen zu dienen habe und nicht sich selbst, berechtigt und erfüllbar ist.

Der Stammvater des Hauses Eichborn wurde 1699 zu Landau in der Pfalz geboren. Am 19. 11. 1728 errichtete er in Breslau ein Speditions-, Kommissions- und Wechselgeschäft. Breslau war damals noch Welthandelsplatz im Osten. Die Entdeckung Amerikas hatte zwar den Handel mit den Ländern des Mittelmeers ins Stocken gebracht, die Vereinigung Polens mit Sachsen hatte auch engere wirtschaftliche Beziehungen beider Länder zur Folge, die Gründung Petersburgs 1703 verschaffte den Russen einen eigenen Zugang zum Meere, und der nordische Krieg (1700—1721) traf den polnischen Viehhandel schwer. Aber dennoch blieb die natürliche Stellung Breslaus auf der Grenzlinie „der reich entwickelten westlichen und, der viel einförmigeren, noch unvollkommen entwickelten östlichen Hälfte“ Europas unerschüttert nach wie vor.

Noch immer kamen die Karawanenzüge aus Polen, Ungarn, Rußland, Siebenbürgen und tauschten Juchten, Talg, Pelzwerk, Rauchleder, Wachs, Honig gegen Tuch, Seide, Wolle, Nürnberger Waren ein. „Dieser Verkehr nun hatte einen so gesegneten Einfluß auf ganz Schlesien, daß jeder Stand dabei sein hinreichend Auskommen hatte. Man hörte zum Exempel bei dem fleißigen Landmann keine Klagen. Der Bier und Branntwein Urber stund nie stille. Die Wirtshäuser hatten von Frembden, welche bei ihnen einkehrten, stündlichen Zuspruch.“ Marperger, ein Zeitgenosse, urteilt damals über Breslau: „Von der Weltberühmten Stadt Breßlau wohl gesagt werden / daß selbiges einen steten Jahrmarkt habe / angesehen / außer seinen ordentlichen Jahrmärkten / an Kram-Waren / Wolle und Leinwand täglich so / viel Polnische und Russische / auch andere mit Kauffmannsgütern beladene Wagen / in Breßlau aus- und eingehen / daß offte auf einem großen Jahrmarckt nicht größerer Verkehr in Handels-Sachen seyn kann / als es fast täglich in Breßlau ist.“ Wir dürfen nicht vergessen daß damals auch die österreichische Regierung in Breslau einen Hauptsitz ihres Handels sah und hier italienische Waren, steirische Kupferplatten, ungarische Weine, rote türkische Garne, Saffian, harte Seifen, Honig u. a. zum Tausch brachte. Von größter Bedeutung für Breslau war aber damals der Garn-, Leinwand- und Schleierhandel, der über Hamburg und Amsterdam in die ganze Welt ging. Er veranlaßte Friedrich den Großen in seinem politischen Testament von 1752 zu dem Ausspruch, daß die Leinwand aus Schlesien ebensoviel einbringe, wie Peru dem Könige von Spanien.

Es wird nicht uninteressant sein zu erfahren, welche Folgen dieser Wohlstand mit sich brachte: „Das durch den handel erworbene vermögen hatte di folge, daß vile reiche bürger nach den in monarchischen staaten dem adelichen titel beigelegten vorzügen lüstern wurden und den adel und rittergüter kauften. Der hof, dem alle quellen geld zu erhalten willkommen waren, machte einen starken absatz von adelsbrifen. Daher rüret es, daß in Schlesien verhältnißmäßig mer verschidne adeliche Familien und namen sind als in andern provinzen.“

1737 wird das Haus am Blücherplatz erworben. Das alte Haus ist längst abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt worden.

Neben dem bisherigen Handelsgeschäft errichtet Eichborn nun auch noch ein Wechselgeschäft.

So heilsam es auch war, daß Schlesien durch den Einzug Friedrichs des Großen am 3. Januar 1740 in Breslau zum preußischen Staate kam, mit Breslaus Selbständigkeit und Handelsherrlichkeit war es für immer aus. Das wirtschaftliche Denken Friedrichs des Großen richtete sich auf den geschlossenen Handelsstaat. Um der Wirtschaftsentwicklung Englands, Hollands und Frankreichs nachzukommen, die um 200 Jahre voraus waren, mußte er aus Preußen erst einmal einen konkurrenzfähigen Staat machen. Die Ausfuhr über die Grenzen mußte daher stark erschwert werden. Breslau als Handelsstadt hat diese Wirtschaftsordnung natürlich schwer geschadet. Immerhin war Schlesien auch nach dem Breslauer Frieden (1742) der Mittelpunkt des Handels mit Rußland, Polen, Ungarn und der Türkei geblieben. „Wer sollte glauben, daß allein die hasenfelle in solcher menge daher kommen, daß davon noch beträchtliche versendungen nach Amsterdam, London, Lion usw. gemacht werden können? Russen und Masuren bringen wachs aus ihren wäldern nach Breslau, und zwar auf leichten kleinen wagen, woran nicht ein pfund eisen ist, mit einem pferde bespannt. Si ligen in Breslau auf einem öffentlichen platze, verkaufen gemeiniglich ladung, wagen und pferd, und gehen zu fus wider zurück. Di Russen nemen waaren zur rückladung."

Der Siebenjährige Krieg führt zu einem Verfall des gesamten Handels. „Der Nahrungsstand in Schlesien ist seit dem Jahre 1756 auf eine unglaubliche Weise zurückgesetzt worden." Das Haus Eichborn betrieb in dieser Zeit noch den Garnhandel, da aber der König Geld brauchte, war eine bankiermäßige Beschäftigung günstiger, und obgleich der König zur Durchführung seiner Finanzpläne nur Ausländer in seine Dienste nahm, wandte er sich doch an das Haus Eichborn zur Durchführung seiner schlesischen Anleihen und ernannte Eichborn zum Preußischen Hofbankier.

Durch die Ausfuhrverbote des Königs sank der Handel mit Garn immer mehr, „viele Kaufleute verloren den Verdienst, und über 700 Bleicher und andere Leute das Brot". Als Johann Ludwig Eichborn 1772 starb, war es also für sein Haus eine wirtschaftlich schwere Zeit. Sein Nachfolger wird Johann Friedrich Eichborn. Die Aussichten, unter denen er das Geschäft übernimmt, sind keineswegs günstig. „Die sozialen Verhältnisse sind viel schlechter, der Erwerb ist viel schwerer geworden. An dieser Verschlechterung sind schuld die Kriege, die Abänderung des Geldes und die Erhöhung der Abgaben. Der Fremdenverkehr wird vom Staate zu seinem eigenen größten Schaden sehr gehemmt. Die Fremden, Sachsen, Böhmen, Mähren, Polen, Russen u. a., aller Stände, bleiben daher lieber dem Lande fern — sie reisen nach Krakau, Troppau, Olmütz."

Einen gewissen Lichtblick in dieser Zeit gibt noch der Leinwandhandel, von dem sich aber auch das Haus Eichborn zurückzog und ihn nur noch finanzierte. Zu ganz bedeutenden Abschlüssen auf diesem Gebiete kam es nach Beendigung des Nordamerikani-

schen Freiheitskrieges 1783. Dieser Krieg „hatte die Lager schlesischer Leinen ganz ausgeleert, so daß Mangel an Ware stattfand. Sowie der Friede geschlossen war, wurden große Bestellungen gemacht, welche von den Schlesiern um so eher befriedigt werden konnten, als in Frankreich und den Niederlanden zu der Zeit der Flachs mißraten war. Dies vermehrte den Absatz schlesischer Leinen, so daß einige Jahre lang deren kaum genug gefertigt werden konnte, und in dieser Zeit war es vornehmlich, wo der Wohlstand der Kaufleute in Hirschberg, Schmiedeberg, Landeshut, Greiffenberg, Waldenburg, Charlottenbrunn so sehr zunahm."

In diese Zeit fällt auch die Aufnahme des Handels mit Röte. Das war ein beliebter schlesischer Handelsartikel und erfreute sich des Schutzes der Regierung. „Im ganzen werden jährlich bis 600 000 Stein (1/5 Ztr.) nach Breslau auf den Markt gebracht. Die Versendung geschieht nach Hamburg, Stettin, Holland, Engelland, Dänemark, Sachsen, Lausnitz, ins Reich und die österreichischen Provinzen. Eichborn selbst lieferte stark nach Petersburg. (Auch in Gräbschen wurde Röte angebaut.)

11. Juni 1794 erfolgte der Eintritt von Johann Wolfgang Moriz in das Geschäft, der durch Kabinettsorder von 1813 die Erlaubnis erhielt, den Namen seines Schwiegervaters als Familiennamen zu führen. Seitdem führt die Familie den Doppelnamen „Moriz-Eichborn".

Werfen wir einmal einen Blick in die Lagerräume der Firma, wir sehen da russische, polnische, galizische und ungarische Wolle, Roß-, Kamel-, Ziegen-, Kuh- und Kälberhaare, Felle, rohe Schafspelze, Häute, Borsten, Talg, Pottasche, Terpentinöl, Mais aus Odessa, Klee- und Leinensamen, Hanf-, Raps-, Sonnenblumensamen, Senfsamen, Fenchel, Mohn, Kapern, Nüsse, Kanthariden, Zucker und Kaffee. Auch ein Lager von Stangeneisen war zeitweilig angelegt und deutet auf die allmähliche Entwicklung von Oberschlesien hin.

Die französische Revolution von 1789 mit den ihr folgenden Kriegen führt zu einem allgemeinen Handelsverfall. Die Seekriege und Englands Streben nach der Weltherrschaft zerstören vor allem den schlesischen Leinenhandel und rauben ihm für immer seine weltumfassende Bedeutung. 1793 brachen die Weberaufstände aus, 1806 setzte die Kontinentalsperre ein, England benutzte diese Zeit, um sämtliche Absatzgebiete der schlesischen Leinwand auf dem Weltmarkte an sich zu reißen. Dazu begann damals der Wettbewerb der Baumwolle und der Beginn der Maschinenspinnerei in England. Eichborn war auf alle Weise bemüht, der schlesischen Leinenindustrie aufzuhelfen. Durch die Teilungen Polens 1793 und 1795 wurde dem schlesischen Handel ein neuer harter Schlag erteilt, denn nun kam für den Handel nur der Teil in Frage, der Preußen zugefallen war.

Für Ausfälle auf andern Gebieten fand Eichborn Ersatz im Tuchhandel, der seinen Hauptabnehmer in Rußland und Amerika fand.

Preußens Zusammenbruch 1806—07 wirft seine Schatten voraus: Verkehrsstörungen, Unsicherheit der Post und Geschäftsstille. Am 6. Dezember 1805 steht der Feind vor den Toren Breslaus.

Die Firma rettet ihre Leinwandvorräte, indem sie sie in das Matthiasstift schafft, ihr fast hundertjähriges Archiv wird ein Raub der Flammen. Am 8. Januar 1808 hält Jerom seinen Einzug in der Stadt. Nun hieß es Kontributionen beschaffen, Kleidung für das französische Militär. Wenn alle verzagten, dann Eichborn nicht. Mit großkaufmännischem Sinne und überlegenem Verstande wußte er Rat und Hilfe. Der Friede von Tilsit fordert neue Geldopfer. Wie ungleich aber war die Verteilung der vom Staat benötigten Gelder: Auf Memel, Elbing und Stettin entfielen nur 2, Königsberg 12, Berlin 15 und auf Breslau allein 18 Mill. Franken. Gegen eine solche Belastung Breslaus wehrt sich Eichborn im Namen der gesamten Kaufmannschaft: „Wir sind hier mit Berlin nicht in Vergleich zu bringen, ein ... und dergleichen Reiche Mehr, können für sich selbst schon mehr prestieren, als ganz Schlesien zu tun im Stande ist.“ Und als erster unter der Bevölkerung macht er den Vorschlag, alles Luxus-Silber und -Gold einliefern zu lassen. „Wozu soll in dieser Jammerzeit die Pracht des Silber-Geschirrs und anderer dergleichen Dinge mehr?“ In Abwehr der einseitigen Heranziehung des Kaufmannes zu den Abgaben hatte er die gesamte Kaufmannschaft hinter sich. Und als es sich um die Herbeischaffung der 18 Mill. Kontribution handelte, übte er öffentlich und freimütig Kritik an den Vorschlägen der Regierung: „Zu einem so wichtigen Geschäfte gehört ein Gemeingeist, ich möchte sagen ein Nationalsinn aller Stände. Das uns betroffene Unglück hätte allerdings dazu beitragen müssen, uns klüger und vertrauter miteinander zu machen, wenn es nicht schnurgerade das Gegenteil bewirkt hätte. Ist der Kaufmann je mit Verachtung und Herabwürdigung von einer gewissen Sorte Menschen belegt gewesen, so war er es in dem Zeitraum einer Jahresfrist, während er nichts anderes tat, als milde Handlungen auszuführen und patriotische Beispiele zu geben. Wir können nur groß sein durch ein Zusammenhalten und durch einen Gemeingeist und durch gegenseitige Achtung — und wenn diese Bande geknüpft werden können ... dann sind auch die schwierigsten Dinge möglich zu machen.“ Die Erregung in der Kaufmannschaft ist damals groß gewesen, „da der Staat doch nicht verlangen könne, daß der Kaufmann allein ein Opfer fürs ganze werden solle.“ Die Regierung verfuhr vielfach sehr rücksichtslos und drohte gelegentlich der Verhandlungen auch einmal mit der Einlegung von Garnisären bei den vermögenden Mitgliedern und Kaufmannsältesten, worauf diese antworteten, daß es nicht zu erwarten gewesen sei, daß die Behörde, welche die Bürger schützen solle, derart sie nun bedrohe.

Am 20. November 1808 verließen die Franzosen die Sadt, am 19. November wurde die Städteordnung bekanntgegeben. Zum Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung wurde Johann Wolfgang Eichborn ernannt.

Die Zeit von 1808—1815 war eine außerordentlich schwere. Die Geldnot des Staates stieg immer höher, die Not und das Elend der Weber wurden immer größer, der Kaufmann war gänzlich ohne Geschäfte. Geldmangel und Mißkredit nehmen zu, täglich Bankerotte. Die Kontinentalsperre wirkte sich unselig aus: Haussuchungen fanden statt, Angebern wurde der fünfte Teil der gefundenen Waren zugesichert, als englisch erkannte Waren müssen verbrannt werden.

Die österreichische Erhebung von 1809 führt zu einem lebhaften Tuchhandel, der aber mit dem Zusammenbruch der Erhebung von selbst aufhört.

Da erläßt Napoleon den Tagesbefehl aus Tilsit: „Rußland will den Krieg, er hat begonnen!“ und überschreitet am 24. Juni 1812 die Memel. Der Krieg mit Rußland hatte begonnen. Für Preußen bedeutete dieser Krieg neue Geldopfer, für deren Aufbringung in Schlesien sich wieder das Haus Eichborn einzusetzen hatte.

Der russische Feldzug bricht zusammen, Preußen erhebt sich in den Befreiungskriegen. Noch ehe sich das Schicksal endgültig gegen Napoleon gewendet hatte, stirbt Johann Friedrich Eichborn am 18. April 1813.

Noch einmal wird die Lage für Breslau ernst, denn die Franzosen besetzen nach der preußischen Niederlage bei Bautzen am 4. Juni Breslau. Johann Wolfgang Eichborn hält sich vorübergehend in Mittelwalde auf, da bei der Rachsucht Napoleons für ihn zu fürchten war. Es geht aber bald vorwärts, Blücher drängt die Verbündeten zu energischem Vorgehen, und auch der Kaufmann sieht eine glücklichere Zukunft anbrechen. „Unsere freie Verfassung ist hergestellt, unsere Schiffahrt von den jahrelang getragenen Fesseln gänzlich befreit“, und auch der Leinenhandel fängt wieder an aufzuleben. Der 2. Pariser Friede gibt Europa endlich die Ruhe wieder und befreit es endgültig von dem „Ungeheuer“ Napoleon.

Der erhoffte Aufschwung nach dem Kriege traf nicht ein. Die Gewerbeordnung wirkte sich gegen den ehrlichen Kaufmann aus. Eichborn schreibt einmal: „In der Handlung geht es sehr stille her. Die Krämerwelt hat den Kaufmannsstand durch die unbegrenzte Freiheit zum Handel überflügelt, und von den Kaufleuten geht hier bald ein Detailleur bald ein Grossist schlafen.“ Schlimmer aber war der Wettbewerb Englands. Während der Kontinentalsperre hatte England sich den Weltmarkt erobert. Der schlesische Leinenhandel mußte neue Wege des Absatzes suchen. Er ging nach Nord- und Südamerika, nach der Türkei, der Levante, nach Kleinasien und Ägypten. „Hier fehlte es jedoch an der Sicherheit der preußischen Flagge, und so erhebt sich damals zum ersten Male und von Schlesien aus mit zwingender Notwendigkeit das Verlangen nach einer eigenen Flotte.“ Auch Mexiko wird aufgesucht und Havanna, aber überall stehen die Engländer im Wege. Auch das Tuchgeschäft nach Rußland wird wieder aufgenommen und mit China im Austausch gegen Tee. Doch lassen sich dauernde Verbindungen nicht mehr anknüpfen. Die englische Konkurrenz war nicht zu schlagen. — 1814 hatte Stephenson die Dampfmaschine erfunden, und England vor allen Ländern in das Maschinenzeitalter getreten.

Einen Ersatz für den niedergehenden Leinen- und Tuchhandel brachte der Wollhandel, nachdem 1815 die preußische Regierung die Ausfuhr von Wolle freigegeben hatte. Die Wollmärkte in Breslau gaben der Stadt einen Rest alten Glanzes zurück. Eine Fülle von Fremden fand sich ein: Franzosen, Engländer, Belgier, Schweden,

die sich gleichsam jagten und die Preise verteuerten. Vor Erbauung der Eisenbahn mußte die Wolle mit Pferd und Wagen in die Stadt geschafft werden oder der Wasserweg wurde benutzt, das gab ein reges Leben in der Stadt. „Die Gutsbesitzer kamen, soweit es ihre Verhältnisse gestatteten, selbst, Vornehme wie Geringe, mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern mit eigenem Geschirr zum Wollmarkt, dessen Besuch ihnen ein Fest war, nach Breslau gefahren und saßen stundenlang, Herren wie Damen, bei mitgebrachtem oder schnell beschafftem Imbiß auf den Wollsäcken, sich gegenseitig besuchend und der Käufer gewärtig." Gewogen wurde auf drei Wagen: „Auf der großen Marktwage, auf einer, welche der Stockgasse gegenüber, und auf einer, welche links neben der Hauptwache stand." Die Eisenbahn hat dann dieses Bild verändert, und die Ausfuhr hochfeiner schlesischer Böcke nach Amerika und Australien hat die ausländische Konkurrenz in die Höhe gebracht, daß Breslau heute nur noch auf solche Glanztage mit dem Gefühl eines „Es war einmal" zurückschauen kann.

1829 wird der deutsche Zollverein geschaffen, in den neu auflebenden Handel bringt die Cholera von 1831 eine Stockung. Der schlesische Leinenhandel wurde besonders schwer betroffen, die Leinwand wurde als „giftfangend" betrachtet, die Briefe wurden durchstochen und mit einem Sanitätsstempel versehen, das Geld mußte desinfiziert werden. Die Choleragefahr ging bald vorüber. Nach der polnischen Revolution von 1832 lebte ein bedeutender Handelsverkehr mit Polen und Galizien auf, den das Haus Eichborn finanzierte.

Die Erbauung der Eisenbahnen gab dem Hause Eichborn dann ein neues Feld der Tätigkeit. Mitten in dieser Umstellung starb Johann Wolfgang am 6. Juli 1837. Das Haus ruhte nun auf den Schultern seines Sohnes Ludwig Theodor.

1842 wurde die bis Ohlau führende Oberschlesische Eisenbahn (21. Mai), die Niederschlesisch-Märkische Bahn bis Liegnitz (18. Oktober) und die Freiburg-Schweidnitzer Bahn (28. Oktober) eröffnet. Mit dem Ausbau der Schienenwege wirkte die Eisenbahn vernichtend auf den Breslauer Warenhandel, denn nun wurde Breslau als Stapelplatz übrig.

Die Weberunruhen von 1846 waren Vorboten der Märztage von 1848. „In den ersten Tagen nach dem Aufstande in Berlin herrschte auch in Breslau vollständiger Terrorismus. Bedenkliche Gestalten betraten in Trupps bewaffnet und Geldgeschenke fordernd die Läden und Kontore. Auch Ludwig Theodor mußte Bürgerwehrdienste leisten, und seine Bewaffnung bestand für den Augenblick aus einem alten Schleppsäbel ohne Scheide, der seit langen Jahren zur Abwehr etwaiger Überfälle in einem Kassenschrank geruht hatte, später wurden alte Gewehre mit Feuerschloß verteilt." Für eine ruhige Geschäftstätigkeit waren die Zeiten nicht angetan, Krieg mit Dänemark, Krieg zwischen Österreich und Sardinien, von 1854—1856 der Krimkrieg. Da erfuhren Industrie und Handel durch die Entdeckung der Goldlager von Kalifornien einen plötzlichen Aufschwung. Tausende strömten in die neuen Gebiete, ein Warenhunger setzte ein. Auch Eichborn beteiligte sich

an einer Schiffsladung, die hohen Gewinn abwarf. Aber bald war das Goldland von Waren überschwemmt, viele Ladungen wurden einfach auf den Strand gesetzt und Wind und Wetter preisgegeben. So traten Verluste ein.

Nach dem Kriege von 1870/71 ging ein Teil der französischen Zahlungen auch durch die Hände des Hauses Eichborn. An dem unsinnigen Treiben der sogenannten „Gründerzeit" hat es sich aber nicht beteiligt. Banken schossen wie Pilze aus der Erde. Mit blindem Vertrauen wurde diesen unbekannten Geschäften Geld anvertraut. Zahllose Einzelne und Betriebe wurden dadurch zugrunde gerichtet. „Eichborn u. Co. haben es schmerzlich empfunden, daß durch dieses verwerfliche Treiben der einst so angesehene Bankierstand seitdem in Mißkredit geraten ist."

Indem wir bisher die heimatkundliche und weltpolitische Verflechtung des Hauses Eichborn betrachtet haben, wollen wir noch kurz seine engere Beziehung zu Gräbschen erwähnen. L. Th. Moriz Eichborn hatte ein größeres Stück Land in der Feldmark Gräbschen erworben, da er eine weitere Entwicklung Breslaus voraussah und seiner Familie die Möglichkeit sichern wollte, einen größeren Privatgarten einzurichten, falls die Stadt den Familienbesitz am Stadtgraben zu sehr beengen würde. So entstand der „Eichborngarten", der vom Mittelweg bis zur Kürassierstraße reichte. Auf seinem Gelände ist dann die heutige Siedlung Eichborngarten entstanden.

(Nach: Das Soll und Haben von Eichborn u. Co. in 175 Jahren von Kurt Moriz Eichborn, Breslau 1903.)

l) Die wichtigsten industriellen Anlagen in Gräbschen.

1. Firma J. Kemna.

Die Firma hängt eng mit der Entwicklung der schlesischen Dampfpflug-Industrie zusammen. 1865 hatte zum ersten Male ein Dampfpflug deutschen Boden gepflügt. Es war ein englischer Pflug. 1867 wurde die Firma gegründet. Sie hatte zunächst eine kleine Werkstatt auf der Kaiser-Wilhelm-Str., von 1885 an auf der Höfchenstraße. 1905 erbauten die Inhaber eine sehr vergrößerte Fabrik auf einem 52 000 Quadratmeter großen Platze an der Gräbschener Straße Nr. 174. 1903 verließ der erste Dampfpflug die Fabrik von Kemna. Damit war der Anfang gemacht, die Vorherrschaft der englischen Erzeugnisse zu brechen.

Das Werk enthält eine eigene Eisen- und Metallgießerei, ausgedehnte Schlosserei-, Montage- und mechanische Werkstätten, Schmiede, Tischlerei, Stellmacherei usw. Als Absatzgebiete kamen in Frage die Länder der früheren österr.-ungar. Monarchie, Frankreich, Rußland, Rumänien und Türkei. Auf den Baumwoll- und Zuckerrohrpflanzungen Nord- und Südamerikas, in den früheren deutschen Kolonien und in West- und Hinterindien sind die Dampfpflüge von Kemna zu finden. Dorthin sind sie oft nach Bewältigung fast unüberwindbar scheinenden Beförderungsschwierigkeiten gelangt. Unter dem Tropenhimmel werden sie von Negern und Kulis bedient und bearbeiten den humusreichen Boden für die Aussaat der wichtigsten ausländischen Kulturpflanzen.

Mehr als 200 Dampfpflug-Lokomotiven und alle dazu gehörigen Pflüge und Geräte können jetzt jährlich die Fabrik verlassen und mit ihrer Hilfe wird es möglich sein, dem deutschen Boden noch höhere Ernten abzuringen, wie sie notwendig sind, um die schwierige Frage der deutschen Volksernährung zu lösen.

2. **Firma Friedrich Heckmann.**

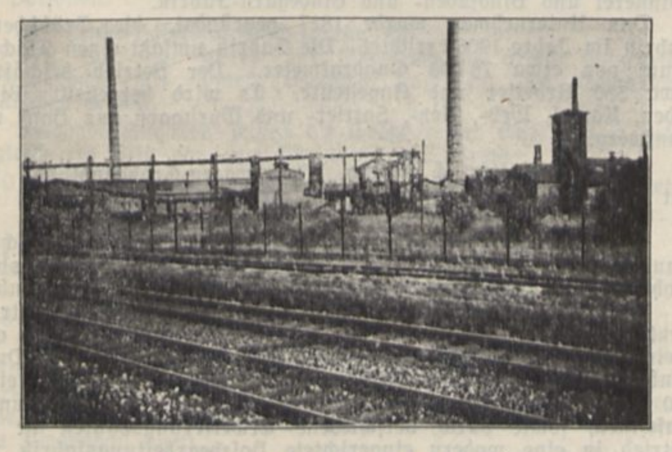
Die Fabrik wurde 1819 in Berlin gegründet. 1851 wurde in Breslau auf der Brüderstraße eine Zweigniederlassung errichtet, die sich 1907 zu einer großen Fabrik in Gräbschen erweiterte. In diesem Werk, das eine Kupferschmiede, eine Kesselschmiede, eine Metall- und Eisendreherei, eine Eisen- und Metallgießerei, sowie eine Modelltischlerei umfaßt, werden bis 400 Arbeiter beschäftigt. Ihre Erzeugnisse gehen nach dem In- und Auslande, ja fast in alle Länder der Erde. (Die Breslauer Abteilung ist nun stillgelegt.)

3. **Eisenwerk Gustav Trelenberg.**

Das Werk wurde 1869 begründet und 1906 nach Gräbschen verlegt. Auf einer Fläche von 90 000 Quadratmeter wurden helle, moderne Hallen errichtet. Das Werk beschäftigt in seinen verschiedenen Abteilungen etwa bis 700 Arbeiter und Angestellte, die größte Zahl davon in der Abteilung Waggonbau. (Heute ist es stillgelegt.)

4. **Metallhüttenwerk Schaefer & Schael,** Berlin, Düsseldorf, Breslau, Kattowitz, Wien.

Das Werk wurde 1901 in der Lorenzgasse in kleinem Umfange gegründet. Der außerordentliche Aufschwung der Firma machte eine Erweiterung der Breslauer Anlagen notwendig. 1920 siedelte die Firma nach dem neuen Werke Gräbschen über, wo sie auf einem 40 000 Quadratmeter großen Gelände ein modernes Hüttenwerk mit einem nach den neuesten Erfahrungen arbeitenden Betrieb, aus-



Metallhütte Schaefer & Schael.

gestattet mit eigenen chemischen, metallographischen und metallurgischen Laboratorien errichtet hatte. Mit 10 Arbeitern und 3 Angestellten ist im Jahre 1901 begonnen worden. Heute beschäftigt allein der Breslauer Hüttenbetrieb bis 400 Arbeiter und 80 Angestellte. Das Werk liefert unter anderem Lötmetalle, Schriftmetalle für die Druckerei, Zink, Messing und Bronzelegierungen.

5. **Schlesische Montangesellschaft m. b. H.**

Das Unternehmen wurde 1907 in Gräbschen errichtet. Es nimmt einen Flächenraum von 80 721 Quadratmeter ein. In wirtschaftlich günstigen Zeiten beschäftigt es 104 Beamte und 135 Arbeiter. Das Werk hat Abteilungen für Formeisen, Stabeisen, Bleche, Röhren, Eisenkurzwaren. Es betreibt eine Eisenbauwerkstatt, die Eisenkonstruktionen für Hoch- und Wohnhausbauten und für Brückenbau herstellt.

6. **Brauerei von Hopf & Görcke.**

Die Brauerei wurde kurz nach dem Deutsch-Französischen Kriege anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von dem Braumeister Heinrich Kirchner unter dem Namen „Feldschlößchen" gegründet. Gräbschen war damals ein beliebter Ausflugsort der Breslauer. 1887 übernahmen die Herren Hopf und Görcke gemeinsam die Brauerei, vergrößerten die vorhandenen Baulichkeiten und modernisierten die technischen Anlagen. Die Brauerei mit Garten nimmt etwa einen Flächeninhalt von 46 000 Quadratmeter ein. In dem Absatzgebiet Breslau und Provinz Schlesien wurde ein jährlicher Umsatz von 50 000 Hektoliter Bier erzielt. Die Brauerei beschäftigte 120 Arbeiter und 35 Pferde. Durch den Weltkrieg wurde die Versorgung mit Rohstoffen immer schwieriger, so daß die Brauerei einen außerordentlich schweren Stand hatte. 1920 wurde deshalb der Brauereibetrieb eingestellt.

7. **Schwerin & Söhne AG.**, mechanische Hanf- und Werkgarn-Spinnerei und Bindfaden- und Bindegarn-Fabrik.

Das Unternehmen wurde 1817 gegründet, die Gräbschener Fabrik im Jahre 1906 errichtet. Die Fabrik umfaßt einen Flächenraum von etwa 78 000 Quadratmeter. Der Betrieb beschäftigt etwa 330 Arbeiter und Angestellte. Es wird hergestellt: Bindfaden, Kordel, Web-, Netz-, Sattler- und Wurstgarn aus Hanf und Hanfwerg.

8. **Firma Gattert & Zemna**, Küchenwaren-Großhandlung. Sie hat ihr Büro in den Räumen des alten Schlosses.

9. **Michael Kaliske**, Holzbearbeitungswerk und Baugeschäft, Bautischlerei und Möbelfabrik. Werkstätten für Innenausbau, Wohnungs- und Geschäftseinrichtungen, Holzhäuser und Treppenbau.

Im Jahre 1904 erwarb Kaliski das Grundstück Schulstr. 5 (jetzt Fröbelstr. 10). In dem Grundstück befand sich damals eine kleine Tischlerei, welche handwerksmäßig betrieben wurde. Durch Einbau eines Zweiflammenrohr-Dampfkessels, Aufstellung einer 100 PS. Dampfmaschine und der erforderlichen Holzbearbeitungsmaschinen, sowie durch verschiedene Erweiterungsbauten ist der Betrieb in eine modern eingerichtete Holzbearbeitungsfabrik mit

Bautischlerei umgewandelt worden. Der Betrieb besitzt 37 Holzbearbeitungsmaschinen, Dynamo zur eigenen Licht- und Krafterzeugung und beschäftigt bei ordentlicher Wirtschaftslage durchschnittlich 11 Angestellte und 100 Handwerker und Arbeiter. Hergestellt werden Bautischlerarbeiten (Türen und Fenster), erstklassige Möbel sowie Innenausbau. 1922 kam zur Holzbearbeitungsfabrik noch ein Baugeschäft hinzu. Der gesamte Betrieb beschäftigt 20 Angestellte und 300 Arbeiter.

1929 fing die Firma Kaliski mit der Bebauung der Richard-Abegg-Straße an.

10. **W. Langner**, Maschinenfabrik — Kupferschmiede. Gräbschener Str. 207.

Der Betrieb, 1896 gegründet, wurde 1905 nach Gräbschen verlegt. Die Fabrik stellt vorzugsweise her: Maschinen und Apparate für Dampfwaschanstalten, chemische Waschanstalten und Kleiderfärbereien. Diese Maschinen werden nicht nur an Färbereien, chemische und Naßwaschanstalten innerhalb Deutschlands geliefert, sondern auch nach Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien, Schweiz, nach sämtlichen Gebieten des ehemaligen Österreich-Ungarns, nach Bulgarien, Rumänien, Griechenland, Rußland, Polen, Südafrika, Nord- und Südamerika. Bei gesunder Wirtschaftslage werden in dem Betriebe etwa 100—110 Angestellte und Arbeiter beschäftigt (1932 waren es nur 60).

11. **W. Nitschmann & Söhne.** Gegründet 1875. Maschinenfabrik, Zahnräderfabrik, Eisen- und Metallgießerei, Spezialgießerei für Metall und Eisen. Zweigniederlassungen in Beuthen OS. und Görlitz. Gräbschener Str. 268—276.

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges lag der Betrieb im Innern der Stadt, mußte aber wegen Störung aus dem Innern hinausgelegt werden. Das Fabrikgebäude in Gräbschen wurde während des Krieges fertiggestellt und, da die Inhaber im Felde standen, von der Heeresverwaltung verwertet. Der Betrieb beschäftigt etwa 90 Personen.

12. **Linke-Hofmann-Busch-Werke AG.**

Seit 1910 hat dieses für Ostdeutschland größte industrielle Unternehmen mit seinen Anlagen auch an der Gemarkung Gräbschen Anteil.

Folgende Angaben zeigen die Größe dieses Anteils und geben zugleich ein Bild von dem Wachstum der Firma:

1910	von Gutsbesitzer Louise Riediger . .	61 000	Quadratmeter,
	von Terrain AG. Breslau	190 000	„ ,
	von Gutsbesitzer Land	229 000	„ ,
1911	von Rittergutsbesitzer W. Schubert .	62 000	„ ,
1917	von Terrain AG. Breslau	128 000	„ ,
	von Terrain AG. Breslau	230 000	„ ,
1918	Gutsbesitzer Louise Riediger	286 000	„ .

Von den Anlagen und Gebäuden der Fabrik gehört nur das südlich des Pfeffergraben liegende Gelände zur ehemaligen Feldmark Gräbschen. Als Hauptanlage erhebt sich hier die Flugzeughalle, in der im Kriege Flugzeuge gebaut wurden, die aber heute dem Wagenbau dient.

Das von Linke-Hofmann eingenommene Gelände der Feldmark Gräbschen ist etwa so verteilt:

Eingezäuntes Schrebergartengelände für Werksangehörige	100 000	Quadratmeter,
Ackerland für Schrebergärten für Werksangehörige und Fremde, zu je 300 Quadratmeter	320 000	„ ,
Pachtweise an Bauern in Kl. Mochbern überlassenes Gelände	450 000	„ ,
Fabrikgelände mit Flugzeughalle	310 000	„ ,
übriges Gelände mit Gleisen für Lokomotiven, zu Probefahrten		„ .

Das Werk beschäftigt 1933 trotz des furchtbaren Zusammenbruches der deutschen Wirtschaft noch 1000 Arbeiter und 250 Angestellte.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Entwicklung dieses Werkes. Der Anfang der Linke-Hofmann-Werke weist in die Zeit zurück, da Dampfmaschine und Eisenbahn begannen, das Gesicht Europas zu verändern. Gottfr. Linke war ein Stellmachermeister und hatte eine kleine Werkstatt für Kutsch- und Lastwagenbau in Breslau, Büttnerstr. 32. 1841 lieferte er für die im Entstehen begriffene Oberschlesische Eisenbahngesellschaft einige Tausend Schubkarren und 1000 Lowris. Bald ging er in eine größere Werkstatt mit Dampfkraft in der Walfischgasse. Von 1858 bis 1912 befand es sich auf dem Striegauer Platz. Die Firma G. Linkes Söhne wurde 1871 umgewandelt in die „Breslauer Aktiengesellschaft für Eisenbahnwagenbau".

Der für Deutschland glückliche Krieg von 1870/71 brachte einen neuen Aufschwung für die Wirtschaft. An dem Ausbau des Eisenbahnnetzes in den nördlichen und östlichen Provinzen Preußens beteiligte sich auch Linke-Hofmann.

1897 nahm Linke-Hofmann die Maschinenanstalt G. H. von Ruffer in sich auf. Auf Kl. Mochberner Gelände entstand die heutige Abteilung für „Lokomotiv- und Maschinenbau".

1912 kam es noch zu einer Verschmelzung mit der Waggonfabrik Gebr. Hofmann & Co. Das war ein 1856 gegründetes Unternehmen. Von jetzt an heißen die Werke „Linke-Hofmann-Werke".

Um eine Brücke nach dem Westen des Reiches zu schlagen, gliederte das Werk 1917 noch die Waggonfabrik vormals P. Herbrand & Co. in Köln-Ehrenfeld an und 1920 die Maschinenfabrik von Füllner in Warmbrunn in Schlesien. Um in der Rohstoffversorgung gesichert zu sein, trat das Werk in enge Beziehung zur Aktiengesellschaft Lauchhammer, deren Bedeutung vor allen Dingen auf dem Gebiete des Braunkohlenbergwerks und des Eisenhüttenbetriebes liegt. 1928 wurde dem Werke die Waggon- und Maschinenfabrik vormals Busch in Bautzen i. Sachsen angegliedert.

Der Grundbesitz der Linke-Hofmann-Werke beträgt in Breslau 196 Hektar.

Das Arbeitsprogramm erstreckt sich auf: Waggonbau, Lokomotivbau, Omnibusbau, Fahrzeugbau, Kesselbau, Dieselmotoren-

bau, Maschinenbau, Maschinen für Papierindustrie, Raupenschlepperbau, Gießerei, Gesenkpresserei, Werkstätten für Schablonenanfertigung. Im Waggonbau ist der Ruf der Werke weltbekannt. Sie lieferten für den „Rheingold"-Zug Wagen, Wagen 1. und 2. Klasse für die D-Züge der Staatsbahn, Schlafwagen für die Mitropa, Salonwagen für Brasilien, Chile, Bolivien und Ägypten. 1920 verließ die 2000. Lokomotive das Werk. 1920 betrug die Zahl der Angestellten und Arbeiter rund 11 500.

Die Linke-Hofmann-Werke geben vielen Menschen in der Vorstadt Gräbschen Arbeit und Brot. Möge es deshalb dem Werke gelingen, die harte Zeit der wirtschaftlichen Not zu überwinden.

13. **Seidel, Gartenarchitekt, Baumschulen,** Kürassierstraße.

1911 verlegte Seidel seinen Gartenbaubetrieb von der Langen Gasse auf Gräbschener Gebiet. Anfänglich waren es 4 Morgen, die sich bis 1928 auf 25 Morgen erweiterten. 1919 wurden die Gebäude und die Gewächshäuser gebaut. Betriebszweige sind: Baumschulen, Stauden, Schnittblumen, Topfpflanzen, Gemüse, Frühbeetkulturen, Landschaftsgärtnerei und Pflanzendekoration.

Im Frühjahr 1931 errichtete Seidel auf seinem Grundstück die Gaststätte „Gartenschönheit". In ihrer Eigenart der pflanzlichen Ausschmückung wird sie von allen Bewohnern, hauptsächlich aus dem Süden und dem südwestlichen Breslau gern als Erholungsstätte besucht.

14. **Vogel, Gartenbaubetrieb,** Gräbschener Str. 248.

Es ist das frühere Besitztum des Dreschgärtners Sandmann. Bis 1919 wandelte sich das Land um in die Baum- und Rosenschule von Koska, bis 2 Morgen davon Vogel, Grabmalkunst, erwarb und von seinem Sohne einen Gartenbaubetrieb einrichten ließ. Während das Gelände, Kirschgarten genannt, früher von der Gräbschener Straße bis zur Kürassierstraße ging, gehört heute zur Gärtnerei nur das Stück bis zum „Stolle-Gäßchen", das dahinterliegende Gelände bis zur Kürassierstraße ist Schrebergarten.

m) Verschiedenes.

Goethe in Gräbschen.

Kaiser Joseph II. von Österreich hatte sich mit der Kaiserin von Rußland, Katharina, verbunden, um die Türken anzugreifen. Preußen unter Friedrich Wilhelm II. rückte mit seinen Truppen in das schlesische Gebirge an die böhmische Grenze. Das Hauptquartier des Königs befand sich in Schönwalde am Fuße der Festung Silberberg. Der Herzog von Weimar, der eine preußische Brigade führte, hatte sich in Zirlau bei Freiburg einquartiert. Dorthin reiste nun auch 1790 Goethe. Da aber schon im Vertrage von Reichenbach am 27. Juli 1790 die kriegerischen Handlungen eingestellt wurden, trat die Brigade des Herzogs den Rückmarsch nach Breslau an. Der Herzog aber nahm sein Hauptquartier nicht in Breslau, sondern in Gräbschen, wenn er auch für seine Person in Breslau, Reuschestr. 45, abstieg. Goethe, der dem Herzog folgte, kam so nach Gräbschen. Es ist ein Brief erhalten, den Goethe an Herder schrieb und der die Angabe trägt: „Grebischen, vor Breslau, 10. August 1790." Er beginnt: „Nach geschlossenem Frieden macht

nun die ganze Armee Rückwärtsbewegungen. Die Brigade d
Herzogs liegt auf den Dörfern ohnweit Breslau. Heute war i
in der Stadt."

Goethe hat aber nicht in Gräbschen geschlafen, sondern ist nu
zu kurzer Rast im Gutshause abgestiegen und noch am 10. Augu
nach dem „Rautenkranz", Ohlauer Straße, übergesiedelt.

Goethe hat auf dieser Reise auch Oberschlesien besucht und
dreimal im Gebirge gewesen. Am 15. September stand er auf d
Koppe. Manches Gute weiß Goethe von Schlesien zu berichten: E
ist ein zehnfach interessantes Land, manches Merkwürdige gibt
dort zu sehen. Doch schreibt er vor seiner Abreise: „Nun wünsc
ich aber auch, daß wir aus Breslau erlöst würden, denn es i
bei manchem Guten hier doch immer ein traurig Leben." A
seiner Heimreise entstand das Verschen:

„Von Osten nach Westen,
Zu Hause am Besten."

(Als bester Kenner der Beziehungen Goethes zu Schlesien g
Herr Geheimrat H o f f m a n n - Breslau, dem ich vorstehende A
gaben verdanke.)

Holtei und der Posthalter Sauer.

Wie schon vorher erwähnt, war einst ein Posthalter Sauer B
sitzer der Erbscholtisei und des Gutes von Gräbschen.[1]

Dieser Sauer ist von Holtei in dessen scherzhaftem Gedichte „Wa
warsch fur Kuche?" verewigt worden. Die Sache trug sich folgende
maßen zu: Die Kaiserin von Rußland, Gemahlin Kaiser Nikolau

[1] Der erste Breslauer Posthalter (Botenknecht) hieß Hans
Schiller. Zur Ausübung seines Amtes hatte ihm der Rat d
Stadt im Rathause einen Raum angewiesen, das „Botenbeudel"
und ihm 40 vereidigte Personen als Boten unterstellt. (Der Sta
Breslau neue aufgerichtete Botenordnung 1573.) Diese erste
Briefträger liefen nach Nürnberg im Sommer in 10 Tagen, i
Winter in 11 Tagen, der Weg führte über Prag. Die Sta
Breslau schickte ihre Boten ohne Zwischenhalt nach Nürnber
Leipzig, Danzig und Krakau. Zu den gehenden Boten kamen späte
noch die reitenden hinzu (Ratsausreiter). Nachdem seit 1708 i
Breslau ein Kaiserl. Postamt bestand, wurde 1710 dieses Botenwese
abgeschafft. Friedrich der Große stellte 1766 französische Finanz
beamte an die Spitze der Postverwaltung. Doch dauerte diese Ein
richtung nur drei Jahre. Von Breslau bis Ratibor fuhr die Po
40½ Std., Breslau—Bunzlau 22 Std., Breslau—Glatz 26 Std. 184
wurde die oberschlesische Eisenbahn, 1843 die Freiburger und 184
die niederschlesisch-märkische Eisenbahn eröffnet. Damit war da
Ende der fahrenden Post gekommen.

Die Posthalterei, d. i. die Verwaltung des Gespann- und Fuhr
wesens war von dem Oberpostamt räumlich getrennt. Sie befan
sich erst Junkernstr. 2, später Antonienstr. 22. Fast ein jahr
hundertlang war die Posthalterei in den Händen der Famili
Sauer. Im Siebenjährigen Kriege soll der Familie Sauer diese
Amt übergeben worden sein. Die Nachfahren der Familie Saue
sitzen heute wieder im Gerichtskretscham von Gräbschen.

d(1825—1855) und Tochter Friedrich Wilhelms III. und der Königin
uise — „hald Friedrichs und der Luisel Blutt" —, weilte zur Kur
n Sibyllenort. Zum Abschied war Oberpräsident Merkel ge-
aden. Obgleich es „zwanzigerlee süße Turten" gab, so sagte die
Kaiserin doch: „Das ganze Zeug, Dur mir mag's in Ruhe do liegen,
ünnd' ihch aallereenzigmal ack sulchen Kuche no kriegen wie bir
n jesmal in Kunzedorf vun der guden Bäckern sihch hulten!" Als
Merkel abends in Breslau ankam, ließ er von seiner Frau noch in
der Nacht den bewußten Kuchen backen und ihn in eine Schachtel
packen und fuhr damit nächsten Morgen nach Sibyllenort. „Und
nam de Schachtel und satzte sich —In seine Karrethe geschwinde —
uf a Knien hid a de Kuchelast — Gleich führ a mit annem Kinde
— Annem kleenem Würmel, was ärnt no pitzt — Su hielt der
Merkel de Schachtel jitzt." Wie er aber in Sibyllenort mit seinem
Kuchen zur einen Allee einbiegt, fährt zur andern die Kaiserin
hinaus. Merkel jagt dem Wagen der Kaiserin nach und kommt vor
die Posthalterei auf der Antonienstraße, wo ihm der Posthalter Sauer
neue Pferde geben soll. Leider aber sind die besten Pferde eben
der Kaiserin gegeben worden. Doch „der Sauer hot sihch plutze
gefaßt. — Kaum daß der Merkel a Weilchen paßt — do brucht a',
de eegenen Schimmel — nu fahr zu, Hanns, als gieng's in a
Himmel". In Neumarkt geht's wie in Sibyllenort. Die Kaiserin
fährt hinaus, Merkel fährt ein. „In Neumarkt 's ihs schier zum
Lachen — Uben fahren se nein — beim letzten Haus fährt unden
de Kaisern wieder naus." Nun müssen die Bauernjungen vor-
spannen, die sich hingestellt hatten, um des Königs Tochter zu
sehen. In Parchwitz endlich wird die Kaiserin eingeholt, wo sie
sich zum Essen niedergelassen hatte. „Do tritt mei Merkel sachte
herzu, — de Kucheschachtel kunträr, ke Stuß — hot die im Ge-
drängsten gerüttelt — a hielt se huch in a Händen frei — wie wenn
s' schwabte." Nun kann Merkel seinen Kuchen überreichen und
noch ein ausprobiertes Rezept dazulegen. Und was war's für
Kuchen, nach dem die Kaiserin so großes Gelüsten verspürt hatte?
„Was braucht ihr zu raten? was braucht ihr zu suchen? — Herr
Beckersch, 's warn haldich Streuselkuchen."

Weitere heimatkundliche Veröffentlichungen:

Breslauer Genossenschafts-Buchdruckerei, E. G. m. b. H.







